

Die Gefäßfunde im Baugrunde der Brüner Häuser.

Ein Beitrag zur Geschichte des Bauopfers.

Von Professor A. Rzehak.

Im Jahre 1897 habe ich unter dem Titel: „Massenfunde altertümlicher Gefäße im Weichbilde der Stadt Brünn“ (Zeitschrift des deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens, I. Jahrgang, 3. Heft) eine Anzahl eigenartiger Gefäßfunde beschrieben, wie sie zwar vorher schon bekannt, jedoch zumeist als Grabstätten aufgefaßt und der heidnischen Zeit zugewiesen worden waren. Ich konnte schon damals mit voller Sicherheit behaupten, daß es sich hier keineswegs um Gräber handle und daß auch das Alter dieser Vorkommnisse nicht bis in die heidnische Zeit — die bei uns ungefähr mit dem 1. Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung abschließt — zurückreicht. Gleichzeitig habe ich den im Baugrunde der älteren Häuser unserer Stadt sehr häufig, oft in tiefen, schachtartigen Gruben vorkommenden, fast niemals deutliche Gebrauchsspuren aufweisenden Gefäßen den Charakter von Votivgefäßen zugeschrieben und den merkwürdigen Inhalt derselben als „eine Art Opfer“ bezeichnet, wobei ich an die altbekannte und weitverbreitete Sitte des Topfeingrabens erinnerte. Seit dem oben genannten Jahre sind in unserer Stadt viele Um- und Neubauten ausgeführt worden und die bis dahin nur in spärlicher Anzahl bekannten Vorkommnisse von „Opfergruben“ haben sich außerordentlich vermehrt. Ich habe mich bemüht, die Erdbewegungen bei den Fundierungsarbeiten aufmerksam zu verfolgen, und konnte mich überzeugen, daß man fast immer entweder auf einzelne Gefäße oder auf förmliche Depots von solchen gestoßen ist. Die ersten Jahre war es mir durch die bereitwillige Mitwirkung des Herrn Kustos A. Palliardi, dem ich auch an dieser Stelle herzlichen Dank sage, in vielen Fällen möglich, die sehr wichtigen Fundverhältnisse genau festzustellen. Als sich jedoch ein allgemeineres Interesse für derlei Vorkommnisse zu zeigen begann, wurde es immer schwieriger, etwas Näheres über die etwa aufgefundenen Gefäße zu erfahren. Der Wert

der ausgegrabenen Gefäße scheint in den Augen der Privatsammler und infolgedessen auch in den Augen der Arbeiter in übertriebener Weise gestiegen zu sein, so daß es oft schwer fällt, überhaupt nur eine zuverlässige Mitteilung über etwaige Funde zu bekommen. Die Gefäße bilden bereits sozusagen einen Handelsartikel, der immer einen Käufer findet; es trachtet deshalb jeder Arbeiter ein aufgefundenes Gefäß möglichst unauffällig bei Seite zu schaffen, während er für die ungleich wichtigeren Fundverhältnisse durchaus kein Interesse hat. Es ist mir wiederholt vorgekommen, daß bei meinen Umfragen die Auffindung von Gefäßen sowohl von den Arbeitern als auch von den Polieren rundweg geläugnet wurde, obwohl mir von mehreren derartigen Baustätten, an denen „gar nichts“ gefunden wurde, auf Umwegen doch einzelne Gefäße zugekommen sind. Solche Gefäße liegen uns nun bereits (namentlich in den Sammlungen des mährischen Landesmuseums und des städtischen Museums) in solcher Anzahl vor, daß der weiteren Aufsammlung derselben um so weniger eine Bedeutung zukommt, als sich dieselben Typen immer wiederholen; die möglichst genaue Feststellung der Fundverhältnisse scheint mir dagegen um so wichtiger zur endgültigen Entscheidung der Frage nach dem Ursprunge und der Bedeutung unserer „Opfergruben“. Es wäre deshalb zu wünschen, daß man diesen interessanten Erscheinungen allenthalben — nicht nur in unserer Stadt — die entsprechende Aufmerksamkeit zuwende und daß insbesondere die Herren Bauleiter durch Belehrung der Poliere und der Arbeiter dazu beitragen, die Bemühungen der Kulturhistoriker zu unterstützen.

Von den vielen, mir seit dem Jahre 1897 bekannt gewordenen, im Baugrunde alter Häuser gemachten Gefäßfunden will ich hier nur diejenigen hervorheben, bei denen die Fundverhältnisse vollständig sichergestellt sind oder die in irgend einer Hinsicht bemerkenswert erscheinen. Ganz abgesehen von der kulturgeschichtlichen Bedeutung, welche den Opfergruben zweifellos zukommt, sind dieselben auch für die Geschichte der heimischen Keramik und der Glasindustrie von hervorragender Wichtigkeit. Die Häufigkeit der Gefäßfunde läßt uns vermuten, daß die Töpferei einst in unserer Stadt zu den einträglichsten Gewerben gehört haben mag; tatsächlich zählt der Brünner Stadtschreiber Johannes im Jahre 1343 die Töpfer unter den höchstbesteuerten Bürgern der Stadt auf. Es wird deshalb in den folgenden Zeilen auf die verschiedenen, in den Opfergruben vorkommenden Gefäßtypen entsprechend Rücksicht genommen.

1. Rennergasse 7.

Gelegentlich des im Jahre 1897 ausgeführten Umbaues dieses Gebäudes stieß man, wie mir der verstorbene Baumeister J. Kuhn seinerzeit mitteilte, auf dreierlei verschiedene Fundamentmauern, ein Umstand, der mir nicht unwichtig zu sein scheint, weil er beweist, daß die Verteilung der Bauparzellen früher eine andere war als jetzt, und diese Tatsache wiederum das Vorkommen mehrerer „Opfergruben“ verschiedenen Alters im Untergrunde eines und desselben Hauses in sehr einfacher Weise erklärt.

Eine zisternenartige Vertiefung, die sich bei den Erdaushebungen vorfand und die ich selbst untersuchen konnte, war ungefähr 4 m tief, bei einem Durchmesser von etwa 1.5 m. Die Erde, mit welcher diese Vertiefung ausgefüllt war, besaß eine auffallend rote, ohne Zweifel von Feuer herrührende Farbe und war mit Holzkohlen untermischt. Die hier aufgefundenen Gefäße waren fast ausschließlich sogenannte „Metbecher“, aus feinem, dunkelgrauem Ton gedrehte und klingend hart gebrannte Gefäße, welche ich in meiner Schrift: „Keramische Studien in der Sammlung des Franzensmuseums“, *Annales Mus. Francis.* 1896, Seite 120, näher beschrieben habe. Ob der Name „Metbecher“ für diese Art von Gefäßen zutreffend ist, lasse ich dahingestellt; ich habe diesen Namen beibehalten, weil er durch den verstorbenen Kustos Moritz Trapp bereits in die Literatur eingeführt erscheint. Sehr bemerkenswert ist, daß sich in einem dieser Becher ein gänzlich unverletztes Hühnerei vorfand. Von Interesse ist ferner der Obertheil eines gläsernen Bechers, welcher am Rande mit Jagdszenen und Blumenranken (braungelb mit schwarzer Zeichnung) bemalt ist. Derlei bemalte Gläser waren zwar schon bei den Römern bekannt und beliebt, dürften jedoch in Mitteleuropa kaum vor dem Beginne des 16. Jahrhunderts gefertigt worden sein. In Jost Ammans „Stände und Handwerker“ (1568) ist allerdings ein „Glassmaler“ dargesellt, der in der Kunst des Malens auf Glas schon sehr erfahren zu sein scheint, da er sich selbst mit folgenden Worten rühmt:

„In die Gläßser kann schmeltzen ich
Bildwerck, manch herrliche Person“, usw.

Immerhin beweist der erwähnte Glasfund, der im Brünner städtischen Museum aufbewahrt wird, daß die früher für sehr alt gehaltenen „Metbecher“ einer neueren Zeit angehören, wie ich auch schon in der oben zitierten Schrift dargelegt habe.

Von einer andern Stelle desselben Baugrundes stammen einige zumeist zerbrochene Gefäße, die sich im Besitze des mährischen Landesmuseums befinden. Eine vollständig erhaltene Urne, von der schon in meiner Abhandlung über die Funde in der Elisabethstraße („Massenfunde usw.“ loc. cit. Fig. 2) beschriebenen Form, ist mit einem aus vier Horizontalfurchen bestehenden Bande geziert. Interessant ist das Vorkommen kleiner Holzsteller, die ziemlich dünn und durch die Einwirkung der Erdfeuchte ganz deformiert sind; stellenweise haftet denselben eine nicht näher bestimmbare, humifizierte Substanz fest an. Einzelne Stücke von gebranntem Lehm, die ebenfalls hier gefunden wurden, zeigen Abdrücke von Halmen und anderen Pflanzenteilen. Die in einer zerdrückten Urne befindliche Erde war mit vegetabilischen Stoffen ganz durchsetzt.

In den obersten Erdschichten dieser Baustätte fand sich ein Stein mit Inschrift aus dem 15. Jahrhundert.

2. Rennergasse 4.

Außer den gewöhnlichen, aus dunkelgrauem, glimmerreichem Ton gefertigten Urnen fanden sich an dieser Stelle auch ganz ähnlich geformte, kleine Urnen aus weißem, feinem Ton, in der Technik der Metbecher hergestellt. Bei einigen fanden sich innen am Rande fest anhaftende Traubenkerne, wie sie fast stets in der Füllmasse unserer Opfergefäße vorkommen. Bemerkenswert ist der Umstand, daß eine kleine Urne der typischen Form mit grüner, eine zweite, ähnliche mit weißer Glasur versehen ist; das Material der letzteren kann ohne weiteres schon als Steingut bezeichnet werden. Durch das Mitvorkommen glasierter Ware wird das Alter unserer Opfergruben erheblich herabgedrückt, wie ich schon in meiner ersten Abhandlung („Massenfunde usw.“) dargelegt habe; es kann sich hier nur um das spätere Mittelalter und die älteren Abschnitte der Neuzeit handeln. Glasierte Ofenkacheln sind allerdings schon aus der Mitte des 14. Jahrhunderts bekannt; um die Mitte des 16. Jahrhunderts ist die Kunst des Glasierens der Tonwaren in Deutschland schon allgemein üblich gewesen, denn Jost Amman läßt den „Hafner“ sagen:

„Mach Krüg, Häffen, Kachel und Scherben,
Thu sie dann glassurn und ferben.“

Immerhin wird man einheimische Tonwaren mit reinen Glasuren nicht zu weit zurückdatieren dürfen.

Außer Urnen fanden sich an dieser Stelle auch verschiedene Krüge. teils aus dunkelgrauem, glimmerreichem, teils aus feinem, weißem Ton. Die wichtigsten Typen der Krüge sind bereits in meiner ersten Abhandlung („Massenfunde usw.“, Fig. 3, 4, 5) beschrieben. Auch die Krüge zeigen mitunter Glasuren in verschiedener Ausführung; auf einzelnen erscheinen bloß braune Glasurflecken, andere sind auf der ganzen Oberfläche, aber nur sehr leicht glasiert. Manche sind innen mit einer dünnen, gelben, außen mit einer dickeren, braunen oder grünen Glasur versehen. Gehenkelte Urnen, die man als „Urnen-töpfe“ bezeichnen kann, wurden ebenfalls gefunden; zwei derselben sind mit zwei Henkeln versehen. Ein kleiner Topf aus rotem Ton ist bloß innen, ein zweites, kleines Stück von zylindrischer Form auch außen glasiert.

Schalen und schüsselartige Gefäße mit verhältnismäßig dicken Wänden wurden ebenfalls in mehreren Exemplaren gefunden; in der Keramik stimmen sie zumeist mit den dunkelgrauen Urnen überein. Abgebildet finden sich derartige Gefäße in den Figuren 6 *d* und 6 *e* meiner Abhandlung über „Massenfunde usw.“. Endlich fanden sich an dieser überreichen Stätte auch die schon früher erwähnten Metbecher, darunter ein kleines Exemplar von der typischen Form, aber mit gelber Glasur versehen, ein Beweis dafür, daß diesen Gefäßen keineswegs jenes hohe Alter zukommt, welches man ihnen früher gewöhnlich beizulegen pflegte.

Von sonstigen keramischen Erzeugnissen wurden noch mehrere Ofenkacheln gefunden, und zwar die viereckigen „Schüsselkacheln“ aus dunkelgrauem Ton, an der Oberfläche reichlich mit Glimmerblättchen belegt. Auf einer dieser Kacheln ist ein einköpfiger Adler, auf einer andern der heilige Georg im Relief dargestellt. Eine Gesimskachel aus rotem Tone ist in gotischem Stile gearbeitet und ohne Glimmerbelag.

Auf das häufige Vorkommen von Ofenkacheln im Baugrunde alter Häuser habe ich insbesondere in meiner Schrift: „Die Pseudo-Zisternengräber des Mittelalters“ (Mitteilungen der k. k. Zentralkommission, 1901, Seite 134) aufmerksam gemacht. Es dürfte sich hier durchaus nicht immer um zufällige Vorkommnisse handeln, namentlich nicht in jenen Fällen, wo entweder vollständige, ungebrauchte Kacheln oder solche gefunden wurden, die denselben mysteriösen Inhalt (vgl. „Massenfunde usw.“, H. 3, S. 32), bergen wie die Urnen, Krüge und sonstigen Opfergefäße.

Von Glasresten fand sich hier bloß ein Fragment eines zylindrischen

Bechern mit eingeschmolzenen weißen Streifen. Derartige, in der Technik der Millefiorigläser ausgeführte Glasgefäße sind wohl venezianischen Ursprunges. Schon in Jost Ammans oben zitiertem Buche heißt es beim „Glasser“:

„auch Venedisch glaßscheiben rein“;

es muß also das venezianische Glas im 16. Jahrhunderte in Deutschland und Österreich schon lange bekannt gewesen sein. Für Österreich beweisen dies zwei aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammende, in Wien herausgegebene Verordnungen, welche bestimmen, daß venezianisches Glas in Wien nur auf dem Hohen Markte verkauft werden dürfe. (vgl. Ilg, Geschichte des Glases in: Lobmeyer, Die Glasindustrie, I, Seite 82). Im 15. Jahrhunderte hat in Wien sogar schon eine italienische Glashütte bestanden; aus dieser Stätte mögen so manche im Baugrunde unserer Stadt aufgefundene „venezianische“ Gläser stammen. Eine im Archive der k. k. mährischen Statthalterei aufbewahrte Pergamenturkunde, welche eine Ordnung für die Brüner Glaser enthält, ist nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Bibliotheksdirektors Kaiserlichen Rates Dr. W. Schram vom Jahre 1446 datiert; es erscheint also der aus den reichlichen und interessanten Fundstücken erkennbare blühende Glashandel Brünns auch urkundlich bestätigt. Auf das hohe Alter und die Bedeutung der mährischen Glasindustrie hat übrigens schon Kustos K. Schirek in seinem trefflichen Aufsatz: „Mährens Glasindustrie“ (Mitteilungen des mährischen Gewerbemuseums, 1892, Nr. 11) aufmerksam gemacht; er bemerkt, daß wohl so manches mährische Glas als böhmisches Erzeugnis in die Welt gegangen ist. Die technisch sehr vollkommenen Gläser, die hier als venezianisch bezeichnet wurden, sind wohl ohne Zweifel fremde Erzeugnisse.

3. Großer Platz 12—13 (Gerstbauersches Stiftungshaus).

Hart an der an das Bochnersche Gebäude angrenzenden, abgetragenen Hauptmauer fanden sich in der Erde eine Anzahl von Urnen und Bechern, die nebeneinander in eine Reihe gestellt waren. Ungefähr 32 m von der Gassenfront entfernt, wurde an der erwähnten Mauer ein viereckiger Schacht aufgedeckt, der sich auf 7·20 m Tiefe unter das Niveau des Hofpflasters erstreckte. Der obere Teil war auf etwa 1·75 m gemauert, der untere mit Holzbalken, die auf einem Eichenroste ruhten, ausgekleidet. Die innere Schachtöffnung betrug 1·80, beziehungsweise 2·05 m.

Die hier aufgefundenen Gegenstände waren sehr zahlreich. Neben

großen und kleinen Urnen, zu denen auch einzelne Deckel gefunden wurden (ähnlich wie Fig. 8 c in meiner Abhandlung: „Massenfunde usw.“) kamen becherartige Krüge, ferner Krüge jener Formen, die ich von der Baustätte der Handelsakademie (in „Massenfunde usw.“ Fig. 3, 4 und 5) beschrieben habe, weiter vierkantige Schmelztiegel (in der Füllmasse zahlreiche Weintraubenkerne), flache Schalen mit dreifachem Ausgusse und eine Anzahl verschiedenartiger Kacheln vor. Zwei der letzteren waren mit figuralen Darstellungen geziert (Ritter mit wallendem Federbusche und Lanze, auf das 14.—15. Jahrhundert deutend). In einem der Gefäße fand sich ein schmaler Pergamentstreifen ohne erkennbare Inschrift.

Recht interessant sind die hier aufgefundenen Glasreste. Außer schönen venezianischen Gläsern, die mit Glasringen verziert sind, fanden sich auch die durch das lange Liegen im Boden stark veränderten, ganz metallisch bis perlmutterartig glänzenden Unterteile großer Glasbecher mit kegelförmig in das Innere aufragendem Boden. Diese Glasbecher dürfen wohl als heimisches Fabrikat gelten.

4. Großer Platz 16 (Wallaschekhof).

Im Baugrunde dieses Hauses wurden nicht weniger als vier tiefe, annähernd zylindrische Gruben oder Schächte konstatiert, von denen drei ungefähr in einer Linie ziemlich nahe an der gegen die Johannesgasse gerichteten Außenmauer des Hauses angelegt waren, während sich die vierte in der Nähe der mittleren der drei früher erwähnten Gruben gegen das Innere des Hauses zu befand.

Eine der Gruben war 8·3 m tief; der elliptische Umriß besaß einen Durchmesser von 2, beziehungsweise 1·8 m. Bemerkenswert ist der Umstand, daß diese Grube zum Teil unter der Seitenmauer auf den Grund des Nachbarhauses hinüberreichte.

Die zweite Grube war 9·5 m tief und 1·7, beziehungsweise 1·2 m breit, die dritte 8 m tief, jedoch bedeutend enger als die zweite.

Sehr merkwürdig war die vierte Grube, da der obere Teil derselben bis auf etwa 3 m Tiefe (unter der Oberfläche des Bauplatzes) ausgemauert und der übrige Teil mit pilotenartigen Holzbalken ausgefüllt war. Da das Erdreich sehr feucht erschien, so wurde dieser runde Schacht von den Bauleuten als ein ehemaliger Brunnen betrachtet; ich bin jedoch durchaus nicht davon überzeugt, daß es sich hier wirklich um einen Brunnen handelt, da sämtliche Schächte aus-

schließlich im Lößboden angelegt sind, der Löß aber nicht wasserführend ist. Gegen die Deutung als Brunnen spricht auch die Auf-
findung von gut erhaltenen Metbechern (angeblich nur zwei) in einer
Tiefe von etwa 1 m unter der oben erwähnten Mauerung.

Die drei zuerst angeführten Schächte enthielten zahlreiche Tier-
knochen, vorwiegend von Haustieren; von der Ziege fand sich ein
Schädelstück mit den Hornzapfen.

Die Ausbeute an Gefäßen war eine sehr reiche. Es fanden sich
zunächst die bekannten altertümlichen Urnen und Urnentöpfe, an der
Oberfläche mit glänzenden, großen Glimmerschüppchen bedeckt. Einer
dieser Töpfe ist keramisch insofern bemerkenswert, als das Material,
aus welchem er besteht, klingend hart gebrannt, fast steingutartig
ist. Es führen auch einzelne Übergangsformen von den schlechter
gebrannten Urnen zu den gut gebrannten Metbechern hinüber. Viele
dieser Metbecher haben die gewöhnliche Form; diejenigen, welche
den Übergang zu den Urnen bilden und die ich für einen älteren Typus
halte, zeichnen sich durch einen breiten Fuß aus, der von dem Bauch-
teile nicht scharf abgesetzt ist¹). Interessant ist der Umstand, daß die
Keramik eines der Metbecher gewöhnlicher Form lebhaft an die so-
genannten „Loschitzer Becher“ erinnert, die ich für die ersten Ver-
suche der einheimischen Steingutfabrikation halte²). Die bei Loschitz
gefundenen Becher besitzen alle den charakteristischen Kranz von
Henkeln, während unser Gefäß henkellos ist.

Von großem Interesse sind zwei schöne Becher, deren Material
ganz dasselbe ist wie bei den Urnen und die sich auch durch ihre Form,
insbesondere aber durch die dreiteilige, rosettenartige Mündung als
Vertreter einer älteren Keramik, wie sie dem Mittelalter eigentümlich
war, zu erkennen geben. Einen Becher dieser Art zeigt Fig. 6 a meiner
Abhandlung über „Massenfunde usw.“.

Von Krügen fanden sich verschiedene Formen, die zumeist den
von mir aus der Elisabethstraße beschriebenen entsprechen; von In-
teresse ist es, daß ein von Professor M. Linger in Karlsruhe entworfener
moderner Krug (siehe Zeitschrift für bildende Kunst, Kunstgewerbeblatt,
Neue Folge IX. Band, 6. Heft, Seite 97) fast genau dieselbe Form hat,
wie das von mir in der Abhandlung: „Massenfunde usw.“ in Fig. 5, b)

¹) Derlei Formen sind abgebildet in meiner Schrift: „Keramische Studien
in der Sammlung des Franzensmuseums“; Annales Musei Franciscei, 1897,
Fig. 9 c, S. 112)

²) Vgl. „Keramische Studien usw.“, S. 112, Fig. 9, c.

abgebildete Exemplar. Von Ofenkacheln finden sich sowohl die alten, schüsselartigen Formen als auch jüngere Stücke, von denen einzelne mit Wappentieren (böhmischer Löwe) geziert sind. Die Kacheln älterer Form sind mitunter angerußt, dürften also wirklich als Ofenkacheln in Verwendung gestanden sein; einzelne derselben wurden aber ohne Zweifel als Gefäße verwendet und weisen auch oft genau denselben Inhalt auf, wie die anderen Gefäße. Derlei Kacheln wurden bis in die neueste Zeit hinein sehr häufig verkannt, obwohl A. Essenwein schon vor vielen Jahren (Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1875, 22. Band, Nr. 2, Seite 34 f) ihren wahren Charakter nachgewiesen hatte.

Außerdem wurden gefunden: ein dreieckiger Schmelztiegel aus stark graphitischem Ton, glasierte Urnentöpfe aus rotem Ton, glasierte Krüge verschiedener Form und ein kleiner, plump geformter und nur schwach gebrannter „Plutzer“. Das Material einzelner Gefäße ist ganz steingutartig.

5. Ferdinandsgasse 11—15.

An dieser Baustelle waren die Fundverhältnisse von ganz besonderem Interesse, indem nicht weniger als sechs brunnenartige Schächte aufgedeckt wurden, von denen einer 13 *m* unter das Niveau der Straße hinabreichte. In einem kleinen, ganz abgeschlossenen „Keller“ war der Boden gepflastert; an einer Stelle waren die Steine des Pflasters herausgenommen und durch Schutt ersetzt worden, unter welchem man in ungefähr 1.50 *m* Tiefe eine größere Anzahl (über 30) von Metbechern, Fragmente von glasierten Töpfen und Krügen und zahlreiche Glasreste auffand. Bruchstücke von bemalten Tellern, tönernen Leuchtern, sowie ein eiserner Dolch stammen angeblich auch von dieser Stelle. An den erwähnten „Keller“ stießen sehr alte, ganz isoliert stehende Fundamentmauern an.

Die brunnenartigen Schächte enthielten zumeist nur Gefäßscherben, Tierknochen und humifizierte Pflanzenreste. In einem derselben lagen in 9—10 *m* Tiefe bearbeitete Knochen- und Hirschgeweihstücke. Einer der Schächte war ausgemauert; von der 10·50 *m* unter dem Straßenniveau gelegenen Sohle desselben führte ein mannshoher Gang in horizontaler Richtung gegen das Nebenhaus.

Die zahlreichen, im Baugrunde dieses Hauses aufgefundenen Gegenstände repräsentieren jedenfalls einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten. Neben den altertümlichen Urnen und den dazugehörigen, teils gewölbten, teils ganz flachen Deckeln finden sich auch viele Töpfe,

Krüge, große und kleine Schalen sowie tiegelartige Gefäße, die alle einer älteren keramischen Gruppe angehören. An diese schließt sich auch ein Becher in Loschitzer Keramik an.

Unter den jüngeren Gefäßen fällt insbesondere ein glasierter Krug auf, dessen Henkel knapp unterhalb der Mündung entspringt und bis nahe an den Boden heranreicht. Außerdem finden sich glasierte und auch polychrom verzierte Schüsseln, Fragmente von Steinzeugkrügen, die an die Nassauer Keramik erinnern, endlich Bruchstücke von Majolikatellern, deren einer die Jahreszahl 1724 trägt. Auch verschiedene Glasreste, sowie allerlei Kleinigkeiten (Steinkügelchen, Würfel, Knöpfe u. dgl.), zerbrochene Gußformen und ein Gewichtssatz (mit Einsatzgewichten) wurden gefunden.

Bemerkenswert ist das ziemlich reichliche Vorkommen von Tierknochen. Vom Pferde fand sich ein ganzer Schädel mit stellenweise fest anhaftenden Traubenkernen und Kirschkernen, wie sie sonst in der Füllung der Urnen und anderer Gefäße vorkommen. Außerdem wurden einzelne Knochen und Zähne vom Rind, von der Ziege und vom Schweine konstatiert.

6. Ferdinandsgasse 10—12.

Von diesem Hause hieß es, daß im Baugrunde ein Schatz vergraben sei; es wurden deshalb die Fundierungsarbeiten mit einer gewissen Spannung verfolgt. Statt des erhofften Schatzes wurden zahlreiche, mit Erde, humifizierter Pflanzensubstanz, Traubenkernen, Kirschkernen, verschiedenen kleinen Sämereien, einzelnen kleinen Tierknochen (*Astragalus*), Zähnen, Fischschuppen u. dgl. gefüllte Gefäße gefunden, und zwar: Urnen verschiedener Größe nebst den zu gehörigen Deckeln, Urnentöpfe und Krüge der älteren Keramik, dickwandige Schüsseln und Becher mit dreieckiger Mündung, in keramischer Hinsicht gleichsam ein Mittelding zwischen den Metbechern und den „Loschitzer Bechern“ darstellend.

In einer Ecke des Baugrundes fand sich ein viereckiger, ausgemauerter Schacht von 3·25 *m* Tiefe, auf dessen Grunde über 20 Metbecher lagen; auch dieser Schacht war, wie im Hause 12/13 des Großen Platzes, an eine Fundamentmauer angebaut. Auch an anderen Stellen wurden zahlreiche Metbecher gefunden, meist von der Form mit stark eingezogenem Fuße, wie Fig. 9 *b* in meinen „Keramischen Studien“ usw. (Seite 112). Ein Metbecher wurde isoliert gefunden, hart an der Fundamentmauer liegend; das Erdreich (Löß) in seiner Nähe war rot gebrannt.

Von sonstigen Funden sind hervorzuheben: Schüsselkacheln (angerußt), glasierte Krüge und Schüsseln, das Fußstück eines mit Warzen (Nuppen) verzierten Bechers aus olivengrünem Glase sowie Schädelstücke (zum Teil angebrannt) eines jungen Schweines und eines Schafes.

7. Rudolfsgasse 14 (Falkensteinersches Stiftungshaus).

Hier fanden sich mehrere Urnen, ein Urnendeckel, Töpfe, becherartige, schlanke Krüge, ein Miniaturkrüglein (6·4 *m* hoch) aus rötlich-weißem Ton, vereinzelte Metbecher, die Negativform einer Ofenkachel, eine biblische Szene (Lazarus) darstellend und auf der Rückseite mit zwei Handhaben versehen. Von sonstigen Funden ist ein Pferdeschädel hervorzuheben.

8. Schlossergasse 12.

Hier wurde in geringer Tiefe unter dem Straßenniveau ein un-
verletztes Ei in einer kleinen Nische der Fundamentmauer eingeschlossen gefunden.

9. Schlossergasse 1. — Großer Platz 23—25.

Neben zahlreichen Metbechern der schlankeren Form fanden sich auch vereinzelte „Loschitzer Becher“ (ohne Henkelkranz), ein hübsch geformter Krug, oberhalb der Bauchkante mit einer Wellenlinie und fünf Buckeln geziert, eine rechteckige Schüsselkachel und ein aus Holz gedrehtes, durch die Erdfeuchtigkeit ganz deformiertes Gefäß.

10. Rathausgasse 14.

Hier fanden sich die Urnen und Urnentöpfe der älteren Keramik, ein dreieckiger Schmelztiegel aus graphitreichem Ton, viele innen glasierte Gefäße, unglasierte Schüsselkacheln aus rotem Ton, blumentopfähnliche, innen glasierte Näpfcchen, ein anscheinend zu den letzteren gehöriger, mit derselben Glasur versehener Deckel, eine kleine, zylindrische Glasflasche und ein zweites, zur Hälfte mit einer braunen Flüssigkeit gefülltes Fläschchen, endlich eine Anzahl hölzerner Gegenstände (Schalen, Löffel und mehrere Stücke, deren einstige Bestimmung nicht klar ist).

11. Krautmarkt 18.

Hier wurde in einer Tiefe von 11 *m* in einem angeblich mit „Mist“ vermengten Erdreich ein sehr interessanter Metbecher gefunden.

Derselbe zeigt in sehr primitiver Modellierung auf einer Seite ein männliches, auf der andern Seite ein weibliches Antlitz und wurde von mir unter dem Titel: „Ein merkwürdiges Votivgefäß“ in der „Zeitschrift des mährischen Landesmuseums“ (1901, Seite 3 ff., Fig. a, b) näher beschrieben. Höchst wahrscheinlich sind auch noch andere Gefäße gefunden worden; in die Sammlung des Franzensmuseums kam jedoch nur das erwähnte Stück, welches unter den sehr zahlreichen Metbechern als Unikum dasteht.

12. Krautmarkt 19.

An dieser Baustätte wurden zunächst Urnen und Töpfe der älteren Keramik gefunden, zum Teil dickwandig, von auffallend plumper Arbeit und mitunter angerußt; auch angerußte Topfdeckel fanden sich vor, woraus hervorgeht, daß derlei Gefäße wohl auch zu Kochzwecken verwendet worden sind. Eine Miniatururne aus rotem Ton ist bloß 4·5 m hoch. Von jüngerer Keramik sind zunächst wiederum die Metbecher bemerkenswert, deren sich eine größere Anzahl in 6·50 m Tiefe in einem verschütteten, zum Teil unter den Fundamenten des Nachbarhauses (Nr. 18) hindurchgehenden „Keller“ vorfand. Außerdem wurden gefunden: ein schöner Krug aus gelbem Ton, an der Mündung mit braunvioletter Glasur; ein plutzerähnliches Gefäß ohne Henkel; eine primitive Öllampe aus rotem, schlecht glasiertem Ton und endlich eine Glasflasche.

13. Altbrünnergasse 7 („Blaue Kugel“).

Diese Fundstätte gehört zu den merkwürdigsten, die mir bekannt geworden sind. Die meisten Gegenstände sollen in einer „Senkgrube“ gefunden worden sein, was wohl dahin zu interpretieren ist, daß die ursprüngliche „Opfergrube“ später tatsächlich als Senkgrube benutzt wurde, wie dies auch von einzelnen auswärtigen Vorkommnissen dieser Art (z. B. in Braunschweig) bekannt ist.

Unter den Fundgegenständen bemerken wir wieder eine größere Anzahl der altertümlichen Urnen, von denen einzelne mit Wellenlinien verziert sind. Auch die zu den Urnen oder Urnentöpfen gehörigen Deckel fanden sich vor, ferner die altertümlichen, plumpen Becher mit dreiteiliger Mündung. Einzelne dieser Becher sind gehenkelt und übergehen in Krüge, von denen manche noch ganz urnenförmig gestaltet sind, während sich andere an spätere Formen anschließen. Zu dieser älteren Keramik gehören ferner verschiedenartige, teils napfartige, teils ganz flache, tellerartige Schüsseln mit Ausguß, Schüsselkacheln

und Bruchstücke großer, dickwandiger Gefäße aus stark graphitischem Ton. Gefäßscherben der letzteren Art wurden früher häufig für prähistorisch gehalten. Von jüngeren Gefäßen liegen zahlreiche Metbecher vor, von denen einzelne an die Loschitzer Keramik erinnern, jedoch eine fast ganz blasenfreie Oberfläche besitzen. Ein Becher der breiten Form, bei welcher Bauchteil und Fuß nicht deutlich getrennt sind (wie bei Fig. 9 c, Seite 112 meiner „Keramischen Studien usw.“), ist durch seine Dekoration bemerkenswert, indem die ganze Oberfläche mit zonenartig angeordneten, punktförmigen Einstichen bedeckt erscheint. Außerdem wurden gefunden: mehrere teils unglasierte, teils glasierte Ofenkacheln; ein Plutzer, ähnlich dem am Großen Platze 17 gefundenen, aus grauem, glimmerigem Ton, schwach gebrannt; eine kleine Sparbüchse aus glimmerhaltigem Ton, hart gebrannt und an der Oberfläche graphitglänzend¹⁾; verschiedenartige Töpfe und Krüge mit gelber, brauner oder grüner Glasur, dreifüßige, meist mit einer hohlen Handhabe versehene Pfannen („Reindeln“), innen, außen oder beiderseits glasiert. Eine ganz kleine, kaum 5 cm hohe Urne besitzt genau die Form der alten Urnen, ist jedoch außen grün glasiert. Bei den glasierten, zum Teil aus rotem Ton verfertigten Krügen liegt der Mündungsausguß gegenüber dem Henkel, während er bei den älteren, mit den Urnen zusammen vorkommenden Krügen stets etwas auswärts gerückt ist. Was die dreifüßigen „Reindeln“ anbelangt, so wird ein ganz ähnliches Gefäß in der „Oeconomia Joh. Coleri“, und zwar im ersten Buche, welches „vom Distillieren“ handelt, als „verglasurter, dreybeiniger Tiegel“ bezeichnet; in unserem Falle dürfte es sich jedoch, da derlei Gefäße auch an anderen Fundstätten verhältnismäßig häufig vorkommen, wohl um Kochgefäße handeln, um so mehr, als solche bei den Südslawen heute noch in Gebrauch stehen. Erwähnenswert sind auch einige Ziegel, deren Dimensionen 22: 10: 6, beziehungsweise 28: 14: 9·5 cm betragen. Mehrere Holzgegenstände, wie z. B. Teller, Schalen, Löffel u. dgl., bieten keinen Anlaß zu besonderen Bemerkungen. Dagegen sind die hier aufgefundenen Glasreste nicht nur durch ihre Zahl, sondern zum Teil auch durch ihre Schönheit sehr bemerkenswert; auf eine nähere Beschreibung derselben kann jedoch an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

¹⁾ Der graphitartige, mitunter fast seidenartige Glanz, den viele Gefäße, insbesondere auch die Metbecher, zeigen, ist zumeist nicht auf einen wirklichen Graphitüberzug, sondern auf eine während des Brennens eintretende Kohlenstoffausscheidung zurückzuführen.

Tierknochen fanden sich an dieser Stätte in großer Menge; ich konstatierte Reste (Schädel, Extremitätenknochen, Zähne) vom Pferd, Rind, Schwein, Schaf, von der Ziege, vom Hirsch (bearbeitete Geweihstücke), Haushahn, Hecht und Wels. Das merkwürdigste Fundstück ist jedoch ein Menschenschädel, der ebenfalls in der „Senkgrube“ gefunden worden sein soll. Gewisse Merkmale, insbesondere die braune Farbe, die Lockerung der Nähte und die infolge derselben eingetretene Deformation beweisen, daß er tatsächlich lange Zeit in feuchter Erde gelegen ist und der Einwirkung verschiedener organischer Substanzen ausgesetzt war.

Mehrere vierkantige, eiserne Armbrustbolzen, die sich im städtischen Museum befinden, sollen ebenfalls von dieser Fundstätte stammen; leider ließ sich nicht konstatieren, ob sie isoliert oder mit Gefäßen gefunden wurden. Ähnliche Bolzen sind aus der Zeit der Hussitenkriege bekannt.

14. Bäckergasse 3.

Hier wurde ein brunnenförmiger Schacht von etwa 13 m Tiefe aufgedeckt. Den Inhalt desselben bildeten Urnen, Krüge und Schüsseln der älteren Keramik, ferner Metbecher, Loschitzer Becher (ohne Henkelkranz), unglasierte Kacheln mit figuralen Darstellungen (St. Georg, der zweisechwänzige Löwe, der einköpfige mährische Adler), Bruchstücke glasierter Kacheln und verschiedenartiger Gefäße, darunter auch wieder die dreifüßigen Pfannen, endlich verschiedene Glasreste und zahlreiche Tierknochen.

15. Bäckergasse 56.

Neben einer größeren Anzahl von Metbechern der gewöhnlichen bauchigen Form (nur ein Stück gehört dem Typus mit breitem Fuße an) fanden sich einzelne Krüge, große Schüsseln mit Ausguß, Bruchstücke großer, dickwandiger Gefäße aus graphitreichem Ton und verschiedene, zumeist sehr stark veränderte Glasreste, insbesondere Fußteile großer Becher mit Nuppenverzierung.

16. Bäckergasse 60—62.

Ungefähr 3 m tief unter dem Oberflächenniveau wurden verschiedene Tongefäße gefunden, unter welchen ein gegen die gerade abgeschnittene Mündung spitzkonisch zulaufendes Gefäß mit rundem, in der Mitte stumpfspitzig vorragendem Boden besonders bemerkens-

wert ist. Etwas unterhalb des Mündungsrandes wurde in den noch weichen Ton ein unregelmäßiges Loch gestoßen; die Ränder desselben sind deutlich nach innen gebogen. Die Keramik ist genau dieselbe wie bei den Urnen. Ein (bis auf das fehlende Loch) ganz ähnliches Gefäß von nahezu gleichen Dimensionen habe ich in meiner Abhandlung: „Massenfunde usw.“, in Fig. 6, *b* abgebildet. Die Bestimmung dieser Gefäße ist unbekannt; bemerkenswert ist ihre große Ähnlichkeit mit gewissen altrömischen Ofenkacheln, wie sie auch zur Herstellung von „Topfgewölben“ Verwendung fanden. Ganz ähnliche, am konvexen Teile jedoch glasierte Kacheln fand Professor Dr. R. Meringer an Bauernhöfen in Mürzzuschlag (vgl. „Studien zur germanischen Volkskunde“; Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft Wien, 1893, XXIII, Seite 142, Fig. 67 und 68); sie werden dort wahrscheinlich auch heute noch erzeugt, so daß diese gewiß sehr altertümliche Form dennoch nicht geeignet ist, die Altersgrenze unserer Gefäßfunde zu weit zurückzurücken.

Von sonstigen Gefäßen fanden sich noch: Schalen mit breitem Ausgusse, aus dunkelgrauem, glimmerreichem Ton und ein dickwandiges, becherförmiges Gefäß aus demselben Material. An Glasresten wurden hauptsächlich die Fußteile verschiedener Becher gefunden. Der kleine Becher mit aufgemalten Jagdszenen, der in der Sammlung des städtischen Museums die Fundortsbezeichnung „Bäckergasse 60—62“ trägt, stammt nach meinen Aufzeichnungen aus dem Baugrunde des Hauses Rennergasse 7; auch das bei den früher erwähnten Gefäßen deponierte Hühnerei dürfte zu den Funden aus der Rennergasse gehören.

17. Adlergasse 3.

In einem runden, 4·50 *m* tiefen Schachte, der hart an einer alten Fundamentmauer, die mit dem Hause keinen Zusammenhang hatte, angelegt war, fanden sich mehrere Metbecher. In einem derselben lag ein unverletztes Hühnerei, ein zweiter war zum Teil mit Eierschalen angefüllt. Neben den Metbechern fand sich eine unglasierte Ofenkachel aus rotem, glimmerigem Ton.

18. Jesuitengasse (Kanalbau).

Nach einer mir vom Herrn Oberoffizial L. Masur freundlichst mitgeteilten Skizze wurde beim Abteufen des Hauptkanales in der Jesuitengasse, außerhalb der jetzigen Hausgründe, ein ungefähr 4·75 *m* tiefer, brunnenartiger Schacht bloßgelegt. Der obere Teil desselben

war bloß mit Erde angefüllt; die untersten Partien des Erdreiches enthielten zahlreiche, zum Teil ganz zerbrochene Gefäße, insbesondere Metbecher (vorwiegend solche mit schmalen Fuße, vereinzelt auch die breitere Form), Urnentöpfe, Schüsseln und Schüsselkacheln, wobei die tiefer liegenden Gefäße alle aus grauem, die höher liegenden aus rötlichgelbem Ton hergestellt waren. Im Niveau der oberen Gefäße fand sich auch eine eiserne Axt von altertümlicher Form: zwischen den Gefäßen lagen auch einzelne Tierknochen. In einem der Metbecher soll ein Katzenschädel gelegen sein.

19. Wiesergasse (Ecke Leopold-Haupt-Gasse 2).

Bei der Grundausbauung stieß man hier in ungefähr 6 m Tiefe auf zahlreiche Metbecher, zwischen welchen ein Pferdeschädel lag. Außerdem fanden sich: verschiedene, teils unglasierte, teils glasierte Krüge, Topfdeckel (ebenfalls zum Teil glasiert), die großen, grauen Schüsseln mit Ausguß, zahlreiche Ofenkacheln, teils glasiert, teils unglasiert, endlich eine Anzahl von Miniaturgefäßen, die offenbar als Kinderspielzeug aufzufassen sind. Das Vorkommen von Kacheln, die sich während des Brandes deformiert haben und anscheinend weggeworfen wurden, sowie das Vorkommen mehrerer ganz gleicher Kacheln und einer Form für Gesimskacheln scheint die Nähe einer Tonwarenerwerkstatt anzudeuten. Eine der erwähnten Kacheln trägt ein sehr sauber modelliertes Frauenbildnis mit der Überschrift: DER CLAVB. Auf einem zweiten, gleich dem eben erwähnten mit grüner Glasur versehenen Stücke ist ein Doppeladler, auf einem dritten, unglasierten eine gekrönte Figur mit der Friedenspalme in der Hand dargestellt.

An sonstigen Tonwaren wurden gefunden: ein becherartiges, jedoch an beiden Enden offenes Gebilde mit konkaven Seitenwänden (Muffel?); die bereits mehrfach erwähnten dreifußigen Pfannen; glasierte Tonperlen (Spinnwirtel); ein kleiner, glasierter Weihwasserkessel; ein glasierter Zwihoferfuß und eine Anzahl zerbrochener Matrosenpfeifen aus weißem (ein einziges Stück aus dunkelgrauem) Ton.

Isoliert aufgefunden wurden allerlei Eisengegenstände, wie z. B. eine Axt von altertümlicher Form, mehrere Schlüssel, ein Schloß, ein großes, breites Hufeisen und mehrere Musketenkugeln.

20. Wiesergasse 10.

Im Baugrunde dieses Hauses wurden nicht weniger als fünf brunnenartige Schächte aufgedeckt. Einer derselben war 1.50 m breit

und 6 m tief; bis auf etwa 5 m Tiefe war das Erdreich kohlig und in einzelnen Lagen rot gebrannt. In 6 m Tiefe lagen mehrere Urnen aus dunkelgrauem, glimmerreichem Ton; die diese Urnen ausfüllende Erde war mit Eierschalen, Weintraubenkernen und sonstigen organischen Stoffen stark durchsetzt. Außerdem fand sich ein Randstück der dickwandigen, graphitischen Gefäße und am Grunde der Grube ein Ziegel. Vereinzelt lagen Tierknochen und Steine in der Erde.

21. Wiesergasse 12.

Auch hier sollen fünf „Brunnen“ konstatiert worden sein; von den aufgefundenen Gefäßen kamen mir bloß einige Krüge von geringem Alter zu Gesicht.

22. Wiesergasse (Baugrund der ehemaligen Jesuitenkaserne).

An verschiedenen Stellen wurden zahlreiche Gefäße, insbesondere Urnen, Urnentöpfe, Deckel und Krüge der älteren Keramik gefunden: eine der Urnen zeichnet sich durch einen breiten, reich profilierten Mündungsteil aus. Außerdem fanden sich Metbecher der breiten Form, einer davon auffallend plump gearbeitet; vereinzelt war der gewöhnliche, bauchigere Typus dieser Gefäße. Von sonstigen Gefäßen wurden konstatiert: schlanke Krüge, meist innen (zum Teil auch außen am Mündungsteile) glasiert, einer davon auf einer Seite angerußt; schalen- und becherartige, aus rotem Ton verfertigte und klingend hart gebrannte Gefäße, dreieckige Schmelztiegel und verschiedene andere Gegenstände, die kein besonderes Interesse beanspruchen.

23. Fröhlichergasse 13—15.

In einer Ecke des Baugrundes wurde eine schachtartige Grube aufgedeckt, in welcher Urnen, Töpfe und sonstige Gefäße (zum Teil glasiert) eingebettet waren.

24. Dorniegasse 2.

Hier fanden sich mehrere, zum Teil mit Bodenzeichen (Kreuze, Liniengitter) versehene Urnen, Deckel, größere und kleinere Urnentöpfe, gewöhnliche Töpfe von schöner Form, mehrere ganz kleine, innen glasierte Töpfchen, einige Krüge, Metbecher, die bekannten dreifüßigen Pfannen und sonstige Gegenstände.

25. Dorniegasse 3.

An dieser Baustätte wurden mehrere runde, schachtartige Gruben und eine viereckige, angeblich mit Brettern verschaltete „Senkgrube“

konstatiert. Aus einer der erwähnten Gruben, die etwa 1·50 *m* breit und 5 *m* tief (unter dem alten Straßenniveau) war, wurden in meiner Gegenwart mehrere Urnen, in deren Füllmasse zahlreiche Weintraubenkerne erkennbar waren, gehoben. An den übrigen Stellen fanden sich zumeist glasierte Gefäße und einige schöne Ofenkacheln. Glasreste wurden ziemlich reichlich gefunden; in einem Stengelglase klebte ein Kirschkern. Unter den Metallgegenständen sind bemerkenswert: eine eiserne Speerspitze und ein eiserner, mit Kupfer plattierter Griff (Dolch oder Messer). An einer Stelle wurde in ungefähr 2·50 *m* Tiefe unter dem jetzigen Niveau eine Anhäufung von blauen Glasschlacken gefunden; von einem „Töpferofen“, den man hier konstatieren haben wollte, konnte ich nicht eine Spur entdecken.

26. Dornichgasse 4.

Hier wurden verschiedene Gefäße gefunden, die fast durchaus mit den aus dem Nebenhause (Dornichgasse 2) erwähnten übereinstimmen; ein kleines, urnenähnliches Gefäß ist glasiert. Unter den Glasresten sind stark veränderte, perlmutterartig glänzende Fragmente von Bechern mit Nuppendekor zu erwähnen.

27. Ratwitplatz, Neues Landhaus.

Im Baugrunde dieses Gebäudes sollen fünf „Brunnen“ aufgedeckt worden sein. Meiner Ansicht nach handelt es sich auch hier nicht um wirkliche Brunnen, sondern um jene brunnenartigen Schächte, wie sie schon mehrfach beschrieben worden sind. Über etwaige Gefäßfunde ist mir nichts bekannt geworden, doch zweifle ich nicht daran, daß auch hier solche Frunde gemacht worden sind.

Wie schon eingangs bemerkt wurde, ist in der vorstehenden Schilderung der in Brünn seit dem Jahre 1897 gemachten Gefäßfunde nur auf eine Anzahl besonders bemerkenswerter Vorkommnisse Rücksicht genommen. Wenn ich ein vollständiges Verzeichnis dieser Funde hätte geben wollen, so hätte ich wohl jede Hausparzelle, auf welcher ein Neubau errichtet worden ist, aufnehmen müssen. Es hätte dies insoferne kaum einen Zweck gehabt, als sich bereits eine gewisse Gleichmäßigkeit in dem Charakter dieser Funde erkennen läßt. Allerdings ist diese Gleichmäßigkeit häufig verschleiert durch das Vorkommen von allerlei Akzessorien, die nicht immer leicht von dem eigentlichen Inhalte der „Opfergruben“ zu trennen sind. Oft erscheinen in

diesen Gruben, insbesondere in den oberen Teilen derselben, Gegenstände durcheinandergemengt, die ursprünglich gewiß nicht zusammengehört haben, und bei den Grabungsarbeiten selbst ist es nur in den seltensten Fällen möglich, die Lagerungsverhältnisse mit der wünschenswerten Genauigkeit festzustellen. Immerhin scheint es mir zulässig, in unseren Gefäßfunden drei altersverschiedene Gruppen zu unterscheiden, nämlich:

1. Die älteste Gruppe, charakterisiert durch die schon in der römischen Provinzialkeramik und in der „Burgwallkeramik“ auftretende Urnenform; begleitende Gefäße sind Becher mit drei- oder vierlappiger Mündung, Krüge, urnenartige Henkeltöpfe, Schüsseln, Schmelztiegel und altertümliche Ofenkacheln. Das Material ist zumeist ein feinsandiger, dunkelgrauer, an der Oberfläche glimmerreicher Ton, ohne Glasur. Die bezeichnenden Typen dieser keramischen Gruppe sind in meiner Abhandlung: „Massenfunde usw.“ in den 16 Figuren der Abbildungen 2—6 dargestellt. Die verhältnismäßig selten vorkommenden Glasreste tragen den Typus des mittelalterlichen Glases.

2. Eine jüngere Gruppe, in welcher die Urnenform bereits seltener und in verschiedenen Abweichungen (weißer, gelber, roter Ton, auch glasiert und in Miniaturformen) vorkommt. Die dominierenden Gefäße sind die „Metbecher“, deren Ableitung aus der alten Urnenform ich für sehr wahrscheinlich halte. Sie sind aus einem sehr feinen Tone gedreht und klingend hart gebrannt, so daß man sie fast als Steingut bezeichnen könnte. Die begleitenden Gefäße verschiedener Art sind häufig glasiert, die Glasreste zeigen zum Teil den Charakter der venezianischen Gläser.

3. Zu einer jüngsten Gruppe vereinige ich die meist in zerbrochenem Zustande vorkommenden, sehr häufig glasierten Gefäße aus Steingut (Krüge, Schalen, dreifüßige Pfannen usw.), die glasierten Ofenkacheln mit figuralen, oft polychrom ausgeführten Darstellungen und die Reste hochentwickelter Gläser. Sowohl von den Tongefäßen wie von den Gläsern sind in der Regel nur einzelne Scherben vorhanden. Der Inhalt der Gefäße scheint bei allen drei Gruppen annähernd derselbe zu sein. Die kleinen Sämereien (insbesondere Traubenkerne), Tierknöchelchen, Eierschalen, Fischschuppen u. dgl. fand ich in gleicher Weise in den Urnen wie in den Metbechern; in den jüngsten Schichten liegen, wie bereits bemerkt, häufig nur einzelne Gefäßbruchstücke und deshalb ist es hier nicht immer möglich, etwas Genaueres über die Füllung der Gefäße zu erfahren.

Auch außerhalb der Stadt Brünn scheinen in Mähren die Opfergruben sehr verbreitet zu sein, da von vielen Orten Urnen, Krüge,

Metbecher und andere, den Brünner Funden durchaus analoge Gefäße bekannt sind; um die Fundverhältnisse hat man sich leider nur in den seltensten Fällen gekümmert. Die schon von Jeitteles (Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft I) und später von Wankel (siehe Mitteilungen der k. k. Zentralkommission usw. 1888, XXXIV, Seite 246) beschriebenen „Pfahlbauten“ von Olmütz gehören wenigstens zum Teil gewiß hierher; von den Gefäßen, die in Olmütz an einer „brunnenartigen Stelle“ gefunden wurden, sagt Wankel, daß die meisten derselben dem 12. bis 17. Jahrhunderte (Wankel setzt irrtümlich „vor Chr.“ hinzu) angehören, so daß also auch hier eine (wohl nachträgliche) Vermengung von Formen aus verschiedenen Zeitaltern stattgefunden hat. Nach den von Wankel gegebenen Abbildungen stimmen die Olmützer Gefäße mit den Brünnern im wesentlichen überein.

In Wischau wurde im Jahre 1892 gelegentlich eines Kanalbaues in etwa 1 m Tiefe eine „rundliche Höhlung“ mit zahlreichen Gefäßscherben und einzelnen vollständigen Gefäßen aufgedeckt. Nach freundlichen Mitteilungen des Herrn F. Koudelka, der als erfahrener Archäologe die Untersuchung der Fundstätte ganz „lege artis“ vorgenommen hat, war die Erde in der Grube rot gebrannt und mit Holzkohlenstückchen und Tierknochen durchsetzt. Der Boden der Höhlung lag 2 m unter dem Straßenniveau; die Höhlung selbst war kuppelartig gewölbt mit glattgestrichenen, rot gebrannten Wänden, ringsherum mit Bruchsteinen umlegt und bedeckt. Die aufgefundenen Gefäße waren Urnen und Krüge, die Herr Koudelka an das mährische Landesmuseum abgegeben hat; ihre Übereinstimmung mit unseren Brünner Gefäßen ist eine vollständige.

Etwa 50 Schritte von der oben beschriebenen Höhlung fand man in ungefähr 1 m Tiefe einen Pferdeschädel, dicke, graphitreiche Gefäßscherben und verschiedene Eisengeräte; überdies wurden in der Nähe auch Spuren einer ziemlich ausgedehnten „Feuerstätte“ gefunden.

Aus Kremsier beschrieb Professor Jar. Simonides (im „Časopis“ des Olmützer Musealvereines, 1892, Nr. 35) eine „Töpferwerkstätte“ mit Gefäßen des 11. bis 12. Jahrhunderts. Es scheint mir nicht ausgeschlossen, daß es sich auch hier zum Teil um den „Opfergruben“ analoge Vorkommnisse handelt. Urnen und Urnendeckel, die durchaus den Brünner Typen entsprechen, wurden in Kremsier wiederholt gefunden (vgl. H. Struschka, Programm des deutschen k. k. Gymnasiums in Kremsier, 1884, Tafel I, Fig. 7.). Auch die „Metbecher“ kommen in Kremsier vor.

Aus Znaim beschreibt J. Palliardi (im Olmützer „Časopis“, 1888, Seite 153, Fig. 67) eine Urne, die unter dem Mauerwerke der Znaimer Minoritenkirche¹⁾ gefunden wurde. Im städtischen Museum in Iglau sah ich Urnen und Urnendeckel, die durchaus den Brüner Funden entsprechen, ferner dreieckige Tiegel und Tassen; über die Fundverhältnisse konnte ich nichts Näheres erfahren.

Aus Auspitz liegen einige „Metbecher“ in der Sammlung des mährischen Landesmuseums.

Von Krzenowitz bei Kojetein beschreibt J. Knies („Časopis“ des Olmützer Musealvereines, 1894, Nr. 41, Seite 1) eine mächtige Lage von Knochen und mittelalterlichen Scherben sowie einzelne vollständige Urnen und Urnendeckel; der Fund wurde beim Baue der neuen Kirche gemacht.

Die von Dr. M. Much aus Jamnitz beschriebenen, dem 12. bis 15. Jahrhunderte zugewiesenen Gefäße (vgl. Mitteilungen der k. k. Zentralkommission usw. 1892) stammen möglicherweise ebenfalls aus Opfergruben.

Der „Grabfund“ von Kržižanau (beschrieben von M. Trapp in den Mitteilungen der k. k. Zentralkommission usw. 1890, Seite 224) gehört ohne Zweifel in die Kategorie unserer Opfergruben. Die ziemlich seichte, jedoch bis zur felsigen Sohle des Bodens reichende Grube war mit großen Steinen sorgfältig ausgelegt und enthielt „Asche und Kohle“ sowie am Grunde mehrere zerdrückte Urnen aus schwarzem Ton mit viel Glimmer.

Endlich gehört hierher ohne Zweifel auch der von Wolny (Topographie I, Seite 471) erwähnte Fund von Zittow (ein irdener Topf mit vermoderten Gebeinen, Eierschalen, „Haarklumpen“ und einem künstlich gearbeiteten Schlüssel vier Klafter tief in die Erde eingesenkt).

Im benachbarten Niederösterreich scheinen die Opfergruben bisher nur wenig beachtet worden zu sein; daß sie nicht gänzlich fehlen, beweisen die ab und zu veröffentlichten Beschreibungen von Gefäßfunden. Aus neuester Zeit stammt ein derartiger Fund in Klosterneuburg, woselbst gelegentlich einer Straßenerweiterung fünf „Feuerstellen“ konstatiert wurden. Die aufgefundenen Gefäße (nach den von Ehrenabt K. Drexler in den „Mitteilungen der k. k. Zentralkommission usw. 1904, S. 239, Fig. 53—56 gegebenen Abbildungen kleine Urnen der älteren Form, dann größere, viel schwächer ausgebauchte Urnen, krugförmige Becher und Henkelkrüge, zum Teil glasiert, außerdem

¹⁾ Die Kirche wurde wahrscheinlich unter Ottokar I. im J. 1221 erbaut.

glasierte Kacheln und dreifüßige Pfannen) sollen in 2—3 m Tiefe im Kreise um die Feuerstelle herum angeordnet gewesen sein. Herr Regierungsrat Dr. M. Much soll diese Vorkommnisse für „Bauopfer“ erklärt und darauf hingewiesen haben, daß in der Zeit, welcher die oben erwähnten Gefäße angehören, Bauopfer auch in Niederösterreich üblich waren.

Im Historischen Museum der Stadt Wien findet sich nur eine sehr kleine Kollektion von Gefäßen, die aus dem Baugrunde der Wiener Häuser stammen; es sind auch hier die uns wohlbekanntesten Typen (Urnen, Urnendeckel, Becher mit drei- und vierteiliger Mündung, Schmelztiegel, Krüge und kleine Henkelgefäße, zum Teil glasiert) vertreten. Bei meinem letzten Besuche des genannten Museums war ein Teil der erwähnten Gefäße unter den römischen Altertümern aufgestellt; die Bezeichnung dieser Gefäße als römisch ist ohne Zweifel auf die tatsächlich sehr große, von mir bereits wiederholt hervorgehobene Ähnlichkeit der mittelalterlichen Urnen mit den provinzialrömischen Graburnen zurückzuführen. Über die Fundverhältnisse scheinen keinerlei Aufzeichnungen zu existieren.

Auch in Krems wurden Gefäßfunde gemacht, die auf das Vorkommen von Opfergruben hinweisen; nähere Angaben über diese Funde konnte ich jedoch nicht erlangen. Ein in den „Mitteilungen der k. k. Zentralkommission usw.“ 1892, Seite 122 (Beilage V, Fig. 4) abgebildeter becherartiger Krug stammt angeblich aus einem Urnengrabe, dürfte jedoch dem Mittelalter angehören, da ganz ähnliche Gefäße auch in unseren Opfergruben (Brünn, Kremsier) vorkommen.

Von besonderem Interesse sind die zahlreichen und zum großen Teile gut untersuchten Opfergruben Böhmens. Schon in der alten, im Jahre 1779 zu Königgrätz erschienenen Schrift: „Versuch über einige merkwürdige Altertümer im Königreiche Böhmen“, von K. J. v. Bienenberg, werden gewisse „Opferstätten“ beschrieben, die ohne Zweifel unseren Opfergruben entsprechen. Bienenberg gibt (Seite 112 f) auch eine Schilderung einer germanischen Leichenfeier und sagt hierbei: „Nach der Verbrennung wurden die Totengastmähler aus tönernen und anderen Gefäßen abgehalten, den Göttern allerhand kostbare Salben, Spezereien und Früchte, zuweilen aber auch Menschen geopfert, die Gefäße aber, die als Gott geheiligte Dinge geachtet waren, denen Urnen beigesetzt.“ Es ist sehr bemerkenswert, daß schon dieser scharfsinnige Forscher die in manchen Opferstätten aufgefundenen Mauernungen in gewiß zutreffender Weise zu deuten versucht hat;

er weist darauf hin, daß die Germanen keine gemauerten Grabkammern gekannt haben, und fügt (Seite 111) hinzu: „Wenn also einige Urnen in unserem Lande, welches keine Römer betraten, in so gestaltigen Gewölben oder ausgefütterten Mauergräbern vorgefunden werden, so ist dieses ein richtiges Zeichen neuerer und slawischer Zeiten“. Über die Auffindung von „Urnen mit Asche und Gebeinen“ in einem „unterirdischen Gewölbe“ des Schlosses Konopischt in Böhmen berichtet schon Kalina von Jäthenstein in seiner Abhandlung: „Böhmens heidnische Opferplätze“ (Prag 1836); eine derartige, im Dorfe Hlisov gefundene Urne stimmt nach der von dem genannten Autor gegebenen Abbildung (loc. cit. Taf. 33, Fig. 3) vollständig mit unserer Urnenform überein und auch die übrigen Abbildungen des zitierten Werkes lassen erkennen, daß es sich zumeist um mittelalterliche Keramik handelt. Kalina von Jäthenstein hat, wie er selbst angibt, die häufigen „Grundgrabungen für Gebäude und Kanäle“ in Prag sorgfältig beobachtet, ist jedoch niemals auf „Spuren heidnischer Grabstätten, Urnen, Asche, Kohlen oder angehäufte Menschenknochen“ gestoßen. Andererseits beobachtete der genannte Forscher Stücke von „heidnischen“ Urnen im Mörtel alter Burgmauern, wie z. B. in den Ruinen von „Hassenstein“ (Hasenstein) sowie unter einigen Hügeln in der Nähe der Kirche „Mukařov“, welche der letzte Überrest eines ehemaligen Dorfes gleichen Namens sein soll; die Urnenscherben waren hier mit zahlreichen Ofenkacheln (unglasiert, mit Darstellungen von Reitern und Stadtwappen) vermengt. Das Vorkommen zahlreicher Scherben führt Kalina von Jäthenstein auf eine absichtliche Zertrümmerung der Gefäße zurück, wie sie bei den heidnischen Opfermählern üblich war.

Die interessanten Vorkommnisse von Chrudim wurden schon von M. Lüßner in den „Památky archaeolog. usw.“, III, 1858 (später auch noch *ibid.* Band VI) beschrieben. Es sollen hier menschliche Skelette, auf denen die Schädel lagen, gefunden worden sein; andererseits werden aber auch zahlreiche Gefäße, Ofenkacheln, Glasscherben, Knochen, Kerne von Pflaumen, Kirschen, Äpfeln und Weintrauben gefunden, und zwar unter Verhältnissen, die eine weitgehende Analogie dieser Fundstätten mit unseren Opfergruben erkennen lassen. Merkwürdigerweise waren es gerade die Chrudimer Vorkommnisse, welche den verdienten böhmischen Archäologen Wocel zu dem Ausspruche veranlaßten, es habe den Anschein, daß die Tschechen in spätheidnischer Zeit Gefäße mit der Asche ihrer Toten in tiefen, brunnenartig ausgekleideten Gruben in mehreren Schichten übereinander bei-

zusetzen pflegten. Noch in L. Niederle's Werk: „Lidstvo v době předhistorické“ (1893) werden (Seite 659) derlei Vorkommnisse als eine eigentümliche Art von Gräbern bezeichnet, wobei der Autor allerdings durch ein dem Worte „hrobu“ angefügtes Fragezeichen seinem Zweifel, ob es sich hier um wirkliche Gräber handle, Ausdruck verleiht.

Sehr merkwürdig sind die Funde in Königgrätz, die ebenfalls schon im III. Bande der „Památky archaeol.“ beschrieben sind. Die Gruben waren hier viereckig, zum Teil mit Balken gestützt und bis 6 m (drei Klafter) tief. Von den zahlreich aufgefundenen Gefäßen waren zwei glasiert; es fanden sich auch Ofenkacheln und allerlei Glasreste. Unter den Tierresten ist ein Schweinsschädel bemerkenswert; das Vorkommen von Samenkernen wird ausdrücklich erwähnt.

In Kuttenberg fanden sich (vgl. Památky archaeol. usw. V, Seite 188 und ibid. XIV, Seite 104) ebenfalls vierseitige, aber nur bis 2 m tiefe Gruben in den anstehenden Felsen eingehauen. Die aus grauem, angeblich graphitischem Ton verfertigten Gefäße sollen bloß „schwarze Erde und Asche“ enthalten haben; in einzelnen Gefäßen lagen aber auch Tierknochen und in einem fand sich ein Ei mit „versteinertem“ Dotter. Auch Brandspuren wurden nachgewiesen.

Auch bei Jitschin wurden nach Wocel („Pravěk země české“, Seite 491) mittelalterliche Gefäße in einer Höhlung im Felsen gefunden; unter den „Aschenurnen“ (popelnice) und sonstigen Gefäßen von „vorchristlichem Typus“ lag auch der Fuß eines gläsernen Bechers. Auf diesen Fund bezügliche Abbildungen finden sich im „Archiv für Kunde der österreichischen Geschichtsquellen“ (IX. Band, 1. Heft, Seite 150).

In Deutschbrod wurden („Památky archaeol. usw.“ XIV, 1889, Seite 161) ebenfalls meist vierseitige, bis 3·5 m tiefe Gruben mit Urnen und „vasenförmigen Gefäßen“ (wahrscheinlich unsere Metbecher) aufgedeckt. Eine der Gruben war zylindrisch, 5 m tief und mit Steinen nach Art eines Brunnenschachtes ausgekleidet; die Gefäße standen hier in sechs Schichten übereinander, zwischen den einzelnen Gefäßschichten lagen Steine mit deutlichen Brandspuren. Der Inhalt der Gefäße bestand aus Asche (?) und kleinen Sämereien (Weintraubenkerne, Vogelkirschen, Pflaumenkerne); an Tierresten fanden sich Knochen von Pferd und Schaf. Die Urnen waren zum Teil mit Wellenlinien verziert. Die deutliche Sonderung der Gefäße in mehrere Lagen ist ohne Zweifel ein wichtiger Umstand, auf welchen bei der

Aushebung der Gefäße anscheinend nicht die entsprechende Rücksicht genommen wurde; ich vermute nämlich, daß sich die einzelnen Lagen auch chronologisch hätten auseinanderhalten lassen, da die mehrfache Einlagerung von Gefäßen auf eine wiederholte Benutzung der Opfergrube hinweist. Wo die Sonderung der einzelnen Gefäßlagen nicht so streng wie hier durchgeführt wurde, findet man die Erzeugnisse verschiedener Zeiten regellos durcheinander gemischt, wie dies in manchen unserer Brünner Opfergruben der Fall war.

Von großer Wichtigkeit für die Beurteilung des kulturgeschichtlichen Charakters unserer Opfergruben scheinen mir jene böhmischen Funde zu sein, bei denen Gefäße und Tierknochen in künstlich aufgeführten, an die prähistorischen Tumuli gemahnenden Hügeln, oft in einer zisternen- oder brunnenartigen Mauerung deponiert waren. Hierher gehören z. B. die „Gräber“ von Kamejk bei Chudenitz, die schon im III. Bande der „*Památky archaeol.*“ (S. 45) und auch bei Wocel (loc. cit. S. 514 ff.) beschrieben sind. Eines dieser Pseudogräber enthält eine brunnenartige Mauerung von 1,75 m Durchmesser und 2 m Höhe und war außen mit flachen Steinen belegt; innerhalb des „Brunnens“ befand sich ein Steinkreis, auf welchem fünf Gruppen von je drei ineinander gesteckten Gefäßen kreuzförmig aufgestellt waren. Die Gefäße waren alle angeblich nur mit Erde gefüllt, doch scheint eine nähere Untersuchung des Inhaltes nicht ausgeführt worden zu sein.

Solche Hügelgräber mit brunnenkranzähnlichen Mauerungen wurden auch bei Rataj in Südböhmen gefunden und von Hraše (in den „*Památky archaeol. usw.*“ VI, 1865, Seite 220 ff.) eingehend beschrieben. Auch Wocel (loc. cit.) erwähnt ein „Brunnengrab“ von Rataj, doch ist seine Darstellung (loc. cit. Seite 510) von der durch Hraše gegebenen etwas abweichend. So viel steht jedoch fest, daß auch hier innerhalb der Mauerungen teils ganze Gefäße, teils Gefäßscherben, begleitet von Kohlenstückchen, „Asche“ und Vogelkirschenkernen aufgefunden worden sind. Einzelne der Gefäßscherben waren so reich an Graphit, daß sie zur Bezeichnung von Säcken und anderen Gegenständen verwendet werden konnten. In den ebenfalls von Hraše (in den „*Mitteilungen der k. k. Zentralkommission usw.*“, 25. Band, 1879, Seite CI ff.) beschriebenen, offenbar verschiedenen Zeiten angehörigen „Heidengräbern“ am Chlum bei Tabor wurden pyramidenartige Mauerungen konstatiert, in einem Falle angeblich auch Menschenreste (verbrannte Knochen). Ein etwa 3 m hoher, im Umfange 45 m messender, aus Steinen aufgebauter Tumulus enthielt Urnen, die nach der kleinen,

von Hraše mitgeteilten Skizze unseren Urnenformen recht ähnlich waren; nach Hraše's Fig. 1 könnte man schließen, daß diese Urnen eingemauert waren. In einem andern „Grabe“ lagen zerdrückte, urnenähnliche, jedoch gehenkelte Gefäße unter einer Steinpyramide; einzelne Hügel enthielten weder Gefäße noch Scherben von solchen, dagegen verschiedene Metallgegenstände aus Bronze und Eisen. Hraše nimmt (loc. cit. Seite CIV) an, daß es sich hier um keltische Gräber handle; meiner Ansicht nach ist jedoch mindestens ein Teil dieser Tumuli in das Mittelalter zu setzen.

In Deutschland finden sich unseren Opfergruben analoge Vorkommnisse sehr zahlreich, insbesondere in jenen Gebieten, die einst von Slawen besiedelt waren. Schon im Jahre 1834 hat Dr. J. W. Wiggert (in: „Neue Mitteilungen des thüringisch-sächsischen Vereines für Erforschung des vaterländischen Altertums“, I, Seite 101 ff.) dargelegt, daß es sich bei diesen Vorkommnissen keineswegs um Gräber handle und daß die aufgefundenen Gefäße nicht der heidnischen Zeit, sondern dem Mittelalter angehören. Wiggerts Schrift scheint jedoch ebenso wie die sehr interessante Abhandlung L. Hänselmanns über „die eingemauerten mittelalterlichen Tongeschirre Braunschweigs“ (Westermanns Monatshefte 1877, Nr. 224; neu abgedruckt in der anläßlich der 29. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Braunschweig im Jahre 1898 herausgegebenen Festschrift) nur wenig bekannt geworden zu sein, denn selbst P. Sartori zitiert in seiner schönen Studie „Über das Bauopfer“ (Zeitschrift für Ethnologie usw., 1898, 30. Jahrgang, Seite 52) den letzterwähnten Aufsatz mit der bedauernden Bemerkung, daß er ihn nicht kenne. L. Hänselmann erzählt, daß man eine im Jahre 1737 im Baugrunde zu Hannover aufgefundene Urne als eine „heidnische Graburne“ auffaßte, aus einer Zeit stammend, „ehe noch der große Kaiser Karl nebst der christlichen Religion die ordentliche Begrabung der Toten eingeführt hatte“. Trotz der von F. W. Wiggert in der oben zitierten Schrift gegebenen Richtigstellung dieser Ansicht kommt die Auffassung derartiger Gefäßfunde als „heidnischer Grabstätten“ bis in die neueste Zeit hinein auch in Deutschland immer wieder vor. So wird z. B. in: „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“, 4. Bericht (1866), Seite 24, eine „besondere Gattung von flachen Gräbern“ erwähnt, bei welchen „Urnen in ansehnlicher Zahl innerhalb einer zylindrischen Holzkiste von starken Eichenbohlen stehen“. Ebendort (Seite 32) werden „zylindrische Gräber“ aus Glogau

erwähnt, in denen „viele kleine und große Urnen, Schüsseln, Näpfchen, Tassen usw.“ gefunden wurden. Auch an anderen Orten Preußisch-Schlesiens wurden „zylindrische Flachgräber“, zum Teil mit Holz- oder Steinfassungen, beobachtet; bei Schimichow (NNW. von Gr.-Strehlitz) fand sich — ähnlich wie in Böhmen — ein „Gemäuer von runder Form“ mit Urnen, Glasgefäßen und sonstigen Beigaben (darunter angeblich auch römische Silbermünzen) innerhalb eines Hügelgrabes. Sehr interessant sind die gut untersuchten, von Buschan (in der „Zeitschrift für Ethnologie usw.“, 1884, XVI, Seite 33 ff.) beschriebenen Opfergruben von Ratibor. Es wurden daselbst fünf, 3—4 m tiefe und mit „brunnenartigen Holzeinfassungen“ versehene Gruben aufgedeckt, in welchen in zwei übereinanderliegenden Schichten Urnen, Schmelztiegel, „vasenartige“ Gefäße (Metbecher?), konische Becher und anscheinend auch Schlüsselkacheln („ein oben viereckiges, im Fuße aber rundes Gefäß“) gefunden wurden. Die Gefäße sind feinsandig, grau, hart gebrannt, am Bauche mit parallelen Ringen versehen und entweder mit mehrfachen Wellenlinien oder mit kleinen Eindrücken verziert. An Pflanzenresten beobachtete Buschan kleine Samen, zumeist von Steinfrüchten (darunter auch die Vogelkirsche), von Tierresten Kiefer und einzelne Knochen vom Rind, Pferd, Schwein, Hund und Haushuhn. Oberstleutnant Stöckel faßte diese Vorkommnisse als Grabstätten heidnischer Polen auf und setzte sie „spätestens gegen das Ende des 12. Jahrhunderts“; gegen diese Auffassung spricht jedoch das gänzliche Fehlen von Menschenresten, so daß die Deutung Buschans, welcher an ein „Erinnerungsoffer für Verstorbene“ denkt, der Wahrheit ohne Zweifel viel näher kommt. Nach einer Mitteilung von Direktor Luchs (im „Korrespondenzblatte der deutschen anthropologischen Gesellschaft“, 1884, Seite 108 f.) kommen in Preußisch-Schlesien brunnenartige Holzfassungen nicht selten vor und gehören nach seiner Ansicht in das Mittelalter.

In Schweidnitz wurde im Jahre 1866 in einer Tiefe von 14 Fuß unter „neuerem Schutte“ eine größere Anzahl von Urnen gefunden; in denselben lagen u. a. kleine Tierknochen und kleine Schädel, neben den Gefäßen auch Knochen größerer Tiere. Analoge Funde wurden auch in der Lausitz, in der Mark Brandenburg, in den sächsisch-thüringischen Ländern, in Braunschweig und selbst in den Mooregebieten Norddeutschlands gemacht; hierbei heißt es gewöhnlich, daß die Gefäße aus „verschütteten Brunnen“, Zisternen, Latrinen oder aus dem Baugrunde stammen. Die Keramik entspricht, wie ich mich durch den Besuch

zahlreicher Museen überzeugen konnte, bis auf gewisse lokale Eigentümlichkeiten der unseren; selbst die altertümliche Urnenform kehrt vielfach wieder. Ich sehe von einer Aufzählung sämtlicher mir bekannt gewordenen Vorkommnisse ab, möchte aber doch einzelne interessante Fälle hervorheben.

Nach H. von Minutoli („Beschreibung einer in den Jahren 1826 und 1827 zu Stendal in der Altmark aufgefundenen alten heidnischen Grabstätte“; Berlin 1827) stieß man beim Graben eines Kellers in Stendal in der Tiefe von sechs Fuß auf ein „mit Kalk verbundenes Gemäuer“, welches mit Ziegeln überwölbt war und nicht weniger als 80 graue, „festgebrannte Irdengefäße“ enthielt. Diese Gefäße waren urnenartig und angeblich mit „Knochen und Asche“ gefüllt; sie sollen regelmäßig nebeneinander, und zwar mit der Mündung nach abwärts aufgestellt und mit je einem eisernen Kreuze bedeckt gewesen sein. In ähnlicher Weise war eine Anzahl von Urnen in Hildesheim „eingemauert“, wie Handelmann (in der „Zeitschrift für Ethnologie usw.“, 1884, 16. Band, Seite 35 f.) berichtet, während in Zeust bei Friedland (Kreis Lübben) zwei „wendische Töpfe“ innerhalb einer vierseitigen, primitiven (bloß mit Steinen und Lehm ausgeführten) Mauerung 2 m unter der Oberfläche gefunden wurden. Die Gefäße standen auf einer handhohen Aschenschichte und waren von Pferdeknöcheln umgeben (vgl. „Zeitschrift für Ethnologie usw.“, 1883, 15. Band, Seite 289). Bemerkenswert ist ein weiterer, ebenfalls im Kreise Lübben (in Prebatsch) gemachter Fund, bei welchem „einige Fuß unter der Erde“ eine etwa meterhohe, kegelförmige Mauerung konstatiert wurde; innerhalb der Mauerung fand sich ein Krug, auf der Mauerung ein Pferdegerippe („Zeitschrift für Ethnologie usw.“, 1883, 15. Band, Seite 290).

Die „alte Brunnenanlage“, die L. Krause aus einer „Wendensiedelung“ bei Rostock in Mecklenburg beschreibt (vgl. „Nachrichten usw.“, 1898, S. 74 ff.) hat mit einem Brunnen gewiß nichts zu tun; es fand sich hier in 2·65 m Tiefe ein aus behauenen (nicht gesägten) Eichenbohlen hergestellter, später durch Brand zerstörter Holzbau, welcher auf undurchlässigem Erdreiche aufruhte und Holzstücke, Kohlenstücke, Gefäßscherben, Tierknochen und verschiedene Pflanzenreste enthielt. Ein ganz ähnlicher Holzbau fand sich im Jahre 1882 bei Lehe (Kirchspiel Lunden im Dithmarschen) in etwa 1 m Tiefe: die bearbeiteten Bohlen waren miteinander verzapft. Innerhalb des Holzbaues lagen mehr als zehn Gefäße, die angeblich „Asche von unangenehmem Geruche“ enthielten; es wird jedoch ausdrücklich bemerkt, daß keine kalzinierten

Knochen gefunden wurden und daß es sich daher um kein Urnenbegräbnis handeln könne („Zeitschrift für Ethnologie usw.“, 15. Band, 1883, Seite 17). Meiner Ansicht nach haben wir es hier ebenso wie bei der „Brunnenanlage“ von Rostock mit einem Analogon unserer Opfergruben zu tun. Ein solches ist ohne Zweifel der „ziemlich tiefe Brunnen“, der im Jahre 1823 im Hofe des Georgsspitals zu Helmstedt ausgeräumt wurde und in welchem sich unter einer Lage mächtiger Steine zwölf „tönerne Gefäße von altertümlicher Form“ fanden („Zeitung für die elegante Welt“, 1823, Nr. 164, zitiert bei L. Hänselmann, Seite 94). Ebenso gehören hierher die Gefäßfunde in „Brunnen“ zu Halberstadt, in Halle a. S., im Mannsfelder Seekreise, in Magdeburg, Wernigerode, Braunschweig, Culm in Westpreußen und vielen anderen Orten. Nur in sehr wenigen Fällen kann man die Annahme gelten lassen, daß die Gefäße zu Isolierungszwecken (d. h. zur Abhaltung von Feuchtigkeit) in den Boden versenkt wurden, wie dies z. B. bei der mehrfach beschriebenen „Topfschichte“ von Ansbach (vgl. den „42. Jahresbericht des historischen Vereines für Mittelfranken“, Ansbach 1883, Seite XXIV, ferner „Zeitschrift für Ethnologie usw.“, 1885, 17. Band, Seite 503 f.) der Fall sein dürfte. Die hart gebrannten, an der Mündung vierseitigen, am Boden runden Töpfe (vielleicht eher Ofenkacheln?) waren mit der Mündung nach abwärts in einer Tiefe von 0.75 *m* in harten Mörtel eingelegt und nach oben und unten von einer etwa 15 *cm* starken Lage von festgestampftem Lehm begrenzt. Ob das ähnliche Vorkommen von Neuhaldensleben auch in dieser Weise gedeutet werden darf, lasse ich dahingestellt; dergleichen möchte ich es mindestens als fraglich bezeichnen, ob der über 11 *m* tiefe, mit Steinen ausgekleidete Brunnen schacht, den F. Coppi aus der Terramare von Gorzano beschreibt („Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft“, 1872, II, Seite 34), in die Kategorie unserer Opfergruben zu stellen sei. Es wurden in diesem „Brunnen“ außer Topfscherben (darunter auch glasierte) und Glasresten („in hohem Grade oxydiertes Glas“) auch verschiedene „verkohlte“ Pflanzenreste (Getreide, Bohnen usw.) und in etwa 4 *m* Tiefe auch eine Münze (Mantuaner Denar aus der Zeit „nach dem 10. Jahrhundert“) gefunden.

Was den eigentlichen Charakter unserer Gefäßfundstätten anbelangt, so habe ich schon in meinen bisherigen Publikationen nachzuweisen versucht, daß es sich hier weder um Gräber noch um Brunnen, Abfallgruben oder dergleichen handeln könne. Wir haben es hier meiner Überzeugung nach mit Äußerungen eines uns vorläufig nicht

näher bekannten Brauches zu tun, wie ja schon L. Hänselmann (loc. cit.) angedeutet hat, indem er zugleich die Hoffnung aussprach, daß „alte Beichtspiegel und Predigten, die unter anderen Sünden der Zeitgenossen vielfach auch unheimliche Bräuche, Wirkerei und Zauberei rügen“, vielleicht Anhaltspunkte zur Lösung dieses Rätsels liefern werden.

Ich habe mich bemüht, die Literatur auch nach dieser Richtung zu verfolgen, wobei ich von Herrn Oberinspektor G. Stockhammer in Floridsdorf in sehr dankenswerter Weise unterstützt wurde. Leider hatten unsere bisherigen Bemühungen insofern keinen Erfolg, als wir bezüglich der Deutung der in Rede stehenden Vorkommnisse nach wie vor auf Vermutungen angewiesen sind.

Meiner Ansicht nach sind in dieser Beziehung besonders folgende Momente zu berücksichtigen:

1. Die Übereinstimmung der Urnen mit Grabgefäßen der heidnischen Zeit.

2. Die zweifellos absichtliche Versenkung der Gefäße in eine ad hoc angelegte, mehr oder weniger tiefe Grube.

3. Das häufige Vorkommen von unversehrten Gefäßen, die gar keine Gebrauchsspuren erkennen lassen.

4. Das Vorkommen verschiedenartiger Speisereste in den Gefäßen, insbesondere auch das (allerdings nicht häufige) Vorkommen unverletzter Hühnereier.

5. Das Vorkommen von allerlei Tierresten, insbesondere das mehrfach konstatierte Vorkommen von Pferdeschädeln.

6. Das nicht seltene Vorkommen von Brandspuren und Ofenkacheln.

7. Das wiederholt (auch in Böhmen) konstatierte Vorkommen von mehreren Opfergruben im Baugrunde eines einzelnen Hauses.

Das Eingraben von Gefäßen, Speisen, sowie von toten und lebenden Tieren ist eine sehr weit verbreitete und vielfach heute noch geübte Sitte, die man ganz allgemein als „Bauopfer“ aufzufassen pflegt. In der bereits zitierten Studie von P. Sartori („Über das Bauopfer“, „Zeitschrift für Ethnologie usw.“, 1898, Seite 1 ff.) findet sich ein reiches Material über diesen Gegenstand, fast aus allen Teilen der bewohnten Erde zusammengetragen; merkwürdigerweise sind jedoch gerade die uns zunächst interessierenden Vorkommnisse sehr stiefmütterlich behandelt. Speziell über die im Baugrunde vergrabenen oder auch eingemauerten Gefäße sagt Sartori (loc. cit., Seite 52) bloß folgendes:

„Ich weiß diesen Töpfen keinen andern Sinn zu geben, als daß sie ursprünglich als der Aufenthaltsort für eine dem Baue in irgend einer Weise zustatten kommende Seele gedacht wurden“; die vergrabenen Eier, Pferdeschädel u. dgl. erklärt Sartori als „Abwehrzauber“, nimmt jedoch an, daß eine Reihe von Vorkommnissen als „wirkliche Opfer“ aufzufassen sei, als Opfer, die entweder der Erde selbst oder den Geistern, die als Besitzer des Grundes und Bodens zu denken sind, dargebracht wurden (loc. cit., Seite 28).

Gegen die Deutung der vergrabenen Gefäße als „Seelenwohnungen“ habe ich mich schon in meiner Abhandlung über „Die Pseudo-Zisternengräber des Mittelalters“ ausgesprochen. Ich habe darauf hingewiesen, daß es kaum einen Sinn hat, ein Gefäß, welches als Behältnis für eine Seele betrachtet wird, mit allerlei pflanzlichen und tierischen Stoffen anzufüllen, und daß ferner bei vielen Völkern die Sitte herrscht, die Gefäße, deren sich ein Verstorbener bei Lebzeiten bedient hat, zu zerbrechen, damit sich seine Seele nicht darin festsetze (Lippert, Christentum, Volksglaube usw., Seite 395). K. J. Erben faßt in seiner inhaltsreichen Schrift: „Obětováni zemi“ („Časopis česk. m. u. s.“, 1848, 1. Heft, Seite 33—53) die meisten Funde in Hausfundamenten und Baugründen als der Erde dargebrachte Opfer auf, wobei er annimmt, daß es sich ursprünglich, insbesondere bei größeren Bauten, um lebende Opfer, nicht selten sogar um Menschenopfer gehandelt habe, diese aber nach und nach durch symbolische Opfer ersetzt wurden. Als ein solches „Ersatzopfer“ bezeichnet er auch den interessanten, von P. Sartori nicht erwähnten Fund von Hühnereiern in einer Höhlung des demolierten Stadttores von Leitmeritz. Auf die „Opfergruben“ und die in denselben deponierten Gefäße nimmt K. J. Erben keinen Bezug; anscheinend waren ihm Vorkommnisse dieser Art gar nicht bekannt. Schon in meiner Abhandlung über die „Pseudo-Zisternengräber des Mittelalters“ habe ich dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß unsere „Opfergruben“ in irgend einer Beziehung zum heidnischen Totenkultus stehen dürften. Auf diesen Gedanken brachte mich zunächst die Übereinstimmung der in den Opfergruben so häufigen Urnen mit zweifellosen Grabgefäßen der römischen und nachrömischen Zeit. Es mag sein, daß diese Urnen ursprünglich nicht nur zu rituellen, sondern auch zu profanen Zwecken (als Kochgefäße, zur Aufbewahrung von Speisen usw.) gedient haben, wie dies bei vielen slawischen Völkern heute noch der Fall ist. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, in einem großen Teile Rußlands, insbesondere in Transkaukasien, Gefäße im

Gebrauche zu sehen, die sowohl mit der heidnischen als auch mit unserer mittelalterlichen Urnenform vollkommen übereinstimmen; es ist bemerkenswert, daß auch die russischen Urnen fast niemals das so häufig als slawisch bezeichnete, aber schon auf gallischen, römischen und auch altgermanischen (z. B. fränkisch-alemannischen) Gefäßen vorkommende Wellenornament aufweisen und daß die zugehörigen Deckel ebenfalls genau mit den in unseren Opfergruben aufgefundenen Exemplaren übereinstimmen. Im Kaukasusgebiete fanden solche Urnen auch als Grabgefäße Verwendung; in meiner Mitteilung über „Henkellose Gefäße in Rußland“ (Globus 1898, Seite 99) habe ich ein Stück abgebildet, welches aus einem prähistorischen Kurgan des östlichen Kaukasus (Daghestan) stammt und im kaukasischen Museum zu Tiflis aufbewahrt wird. In Kaukasien ist unsere Urnenform also schon in vorславischer Zeit heimisch gewesen; sie greift aber auch westwärts in Gebiete hinüber, die niemals von Slawen besiedelt waren, wie einzelne Funde in Frankreich beweisen. Ich sah eine derartige, jedoch aus Glas verfertigte Urne unter den Altertümern der galloromanischen Zeit, die gelegentlich der letzten Pariser Weltausstellung (1900) im kleinen Kunstpalais ausgestellt waren. In der Spezialabteilung „Vieux Paris“ befand sich ebenfalls eine ähnliche, durch den stark verjüngten Fuß etwas an unsere Metbecher erinnernde, aus grauem Ton (Steingut) hergestellte Urne, angeblich aus dem 15. Jahrhundert stammend. Die erwähnte Glasurne ist ohne Zweifel ein Grabgefäß; unter welchen Umständen die Pariser Tonurne gefunden wurde, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, wage daher auch nicht zu behaupten, daß sie etwa einer unseren Opfergruben analogen Fundstätte entstammen könnte. Gewöhnlich nimmt man an, daß die als Grabbeigaben verwendeten Gefäße nicht zugleich auch für den täglichen Gebrauch bestimmt waren; für viele Kulturepochen ist diese Annahme gewiß durchaus zutreffend, während in der nachrömisch-heidnischen Zeit der ehemals scharfe Unterschied zwischen rituellen und profanen Gefäßformen möglicherweise bereits stark verwischt war. Aber selbst für den Fall, daß man der Übereinstimmung unserer Urnen mit notorischen Grabgefäßen keinerlei Bedeutung beilegen wollte, glaube ich doch einen Zusammenhang der mittelalterlichen Opfergruben mit dem heidnischen Totenkultus annehmen zu dürfen, und zwar mit Rücksicht auf gewisse Vorkommnisse, die sozusagen das verbindende Glied bilden zwischen eigentlichen Grabstätten und den Opfergruben. „Zisternengräber“, „Brunnengräber“ oder „Schachtgräber“ kommen schon in der älteren

Eisenzeit (Hallstattperiode) vor. In den berühmten Nekropolen von Marzabetto und Corneto Tarquinii bilden die „tombe a pozzo“ (Brunnengräber) nach Helbig die älteste Gräberform der Italiker und Etrusker. Die schachtartigen Gräber des Gräberfeldes von Samthavro bei Mzchet in Transkaukasien hat R. Virchow (in der „Zeitschrift für Ethnologie usw.“, 1882, 14. Band, Seite 474) ebenfalls als „Brunnengräber“ bezeichnet. Auch die allerdings verhältnismäßig kleinen Schachtgräber der istrianischen „castellieri“ kann man hierher rechnen. Aus der jüngeren vorrömischen Eisenzeit (Latène-Periode) sind brunnenartige Gräber ebenfalls bekannt, wenigstens spricht Dr. Berger in einem Briefe an Dr. Credner (vgl. „Zeitschrift für Ethnologie usw.“, 1879, Seite 58) von ziemlich tiefen „Zisternen“, die auf dem Hradisch von Stradonitz, dem „böhmischen Bibracte“, in größerer Zahl aufgedeckt worden sind und von denen einzelne menschliche Schädel (eine „Zisterne“ sogar vier!) enthielten. Unter den Pseudogräbern von Chrudim (Památky archaeol. usw., III., Seite 235) fand sich auch eine neun Fuß tiefe Grube, in welcher ein menschlicher Schädel und eine zweite, noch tiefere, in welcher ein ganzes menschliches Skelett lag. Einzelne der sogenannten „Abfallgruben“ von Přemyšleni in Böhmen dürften ebenfalls hierher gehören (vgl. „Památky archaeol. usw.“, XVIII, 1898, Seite 34 ff.) und selbst noch auf dem Grabfelde von Otomitz in Böhmen wurde ein Grab aufgedeckt, welches in seiner Anlage an die „Zisternengräber“ erinnert. Dieses Grab enthielt Urnen vom Burgwalltypus und eine Münze Wratislaws II., gehört also dem 11. Jahrhundert n. Chr. an.

Brunnenkranzähnliche Steinsetzungen, wie wir sie aus verschiedenen „Opfergruben“ kennen gelernt haben, sind auch in wirklichen Gräbern mehrfach konstatiert worden. Nach R. Behla („Urnenfriedhöfe mit Tongefäßen des Lausitzer Typus“, Seite 48) kommen solche, mitunter an „Dorfbrunnen“ erinnernde Steinsetzungen in den lausitzischen Brandgräbern vor; es läßt sich also der Brauch, in Gräbern brunnenähnliche Anlagen herzustellen, bis in die jüngere Bronzezeit zurück verfolgen. In den viel jüngeren, durch Gefäße vom Burgwalltypus charakterisierten Brandgräbern am „Pleschitz“ (zwischen Jinetz und Lochowitz in Böhmen) wurden nach Br. Jelinek (vgl. „Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft“, 1896, XXVI. Band, Seite 195 ff.) auch Mauerungen beobachtet, ähnlich jenen, die aus verschiedenen böhmischen Pseudogräbern beschrieben wurden. Die Beisetzung eines Pferdeschädels in einem mensch-

lichen Grabe läßt sich schon aus der jüngeren Steinzeit nachweisen; im allgemeinen sind allerdings solche Beobachtungen aus den älteren vorgeschichtlichen Kulturperioden sehr spärlich, was sich meiner Ansicht nach sehr leicht daraus erklärt, daß das Pferd für den Menschen der damaligen Zeit ein viel zu kostbarer Besitz war, so daß man sich nicht leicht zu einer Opferung desselben entschloß. Interessant sind die von Dr. Credner (*loc. cit.*) erwähnten, teils als Grab-, teils als Opferstätten gedeuteten und wahrscheinlich der jüngeren, vorrömischen Eisenzeit angehörigen Gruben von Giebichenstein bei Halle a. S.; in einer dieser Gruben lag ein menschliches Skelett, über dessen Schädel ein Pferdeschädel gelegt war, während eine zweite Grube bloß einen von dem übrigen Skelette getrennten Menschenschädel enthielt, der jedoch ebenfalls mit einem Pferdeschädel zugedeckt war. Das Pferd spielt ja bekanntlich sowohl im altgermanischen wie im altslawischen Volksglauben eine sehr große Rolle und in manchen Gegenden scheint es diese Rolle auch heute noch nicht ganz ausgespielt zu haben. So werden nach O. Schell (*Globus* 1907, 91. Band, Seite 363 f.) im Bergischen heute noch Pferdeschädel entweder im Hausgrunde, unter der Schwelle, am Dachboden oder in irgend einem andern Raume des Hauses — nach O. Schell als ein „Abwehrzauber“ gegen Krankheiten der Haustiere — aufbewahrt; der Brauch ist so eingewurzelt, daß sich noch in der neuesten Zeit die Geistlichkeit veranlaßt gesehen hat, in Predigten dagegen einzuschreiten. Nach P. Sartori (*loc. cit.*) werden auch in Holstein und bei den Siebenbürger Sachsen mitunter Pferdeschädel im Hausgrunde eingemauert und in Dänemark soll es vorkommen, daß bei Kirchenbauten lebende Pferde begraben werden. Auch J. Grimm erwähnt („*Deutsche Mythologie*“, 4. Auflage, Berlin 1876) eine Volkssage, nach welcher auf jedem Friedhofe, ehe er menschliche Leichen aufnimmt, ein lebendes Pferd begraben werde. Es ist bemerkenswert, daß man auf dem frühmittelalterlichen Gräberfelde von Haaso (Kreis Guben in der Lausitz) in einer Ecke des Begläbnisplatzes eine brunnenartige Vertiefung, in einer andern Ecke ein Pferdeskelett aufgefunden hat (vgl. „*Zeitschrift für Ethnologie usw.*“, 1886, Seite 597), so daß die von J. Grimm mitgeteilte Sage keineswegs jeder Grundlage zu entbehren scheint. Daß bei einem Reitervolke *par excellence*, wie es die Magyaren sind, noch um die Wende des 1. Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung die Mitbestattung von Pferden in Menschengräbern üblich war, ist wohl leicht begreiflich. Außer Pferderesten finden sich auch sonstige Tierreste nicht selten in

menschlichen Gräbern beigesetzt. So enthielten die bei Kremsier aufgedeckten Hügelgräber der spätesten heidnischen Zeit neben Menschenskeletten auch Skelette kleiner Raubvögel (Sperber), die uns unwillkürlich an die Habichte erinnern, die mit der Leiche des Sigurdr verbrannt wurden. Mitunter wurden diese Raubvögel auch durch Hähne ersetzt, wie Dietmar von Merseburg berichtet (vgl. J. Grimm, loc. cit. I, Seite 39, Fußnote). Die bei Steinitz in Mähren konstatierten Skelettgräber der spätheidnischen Zeit enthielten Spanferkelknochen und aus einem in der Fischerschen Ziegelei in Brünn aufgedeckten Grabe mit Burgwallkeramik führt K. Maška (vgl. „Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft“, 1891, Seite 16) außer den Menschenknochen auch noch Pferde- und Hundeknochen an.

Die Beisetzung von Hühnereiern in Gräbern geht bis in die römische Zeit zurück, wenn auch Beobachtungen dieser Art sehr vereinzelt sind. In der unmittelbaren Nähe des Reihengräberfeldes, welches sich auf dem „Hradek“ bei Czaslau ausdehnt und durch einen Denar Wratislaws I. als dem 11. Jahrhunderte angehörig bezeichnet ist, fand man nach einer Mitteilung von Kl. Čermak (siehe „Zeitschrift für Ethnologie usw.“, 1893, Seite 188) eine Aushöhlung, in welcher drei menschliche Skelette übereinander lagen. Unter den Beigaben befand sich auch eine Urne („ungehenkelter Topf“), in welcher ein Hühnerei lag. Čermak meint wohl mit Recht, daß es sich hier um „eine heidnische, aus dem christlichen Friedhofe ausgeschlossene Bestattung“ handle. Auf dem Reihengräberfelde von Drschowitz nächst Proßnitz wurden neben sonstigen Beigaben (eiserne Messer und der „Francisca“ ähnliche Eisenäxte) auch mit Wellenlinien verzierte Graburnen gefunden, von denen mehrere Eierschalen enthielten (vgl. „Časopis“ des Olmützer Musealvereines, 1896, Seite 166).

Aus den angeführten Beispielen, die sich gewiß noch bedeutend vermehren ließen, ergibt sich, daß tatsächlich mannigfache Beziehungen zwischen unseren Opfergruben und dem heidnischen Totenkultus bestehen. Damit ist allerdings noch keine Erklärung gegeben; wir müssen auch zu erforschen trachten, warum solche Beziehungen bestehen. Wir können da, — wie ich schon in meiner Abhandlung über die „Pseudo-Zisternengräber des Mittelalters“ angedeutet habe — einerseits an jene Opferbräuche anknüpfen, die schon in vorgeschichtlicher Zeit mit dem Totenkultus verbunden waren, andererseits auf die ebenfalls in der Zeit sehr weit zurückreichenden Totenmahle, denen ja zum Teil auch der Charakter von Opferungen zukommt, verweisen.

Was die Darbringung von Opfern anbelangt, so war man schon in den ältesten Zeiten darauf bedacht, diese Opfer gegen die zahlreichen Möglichkeiten einer Entweihung oder Zerstörung entsprechend zu schützen. So erklärt sich das schon in der jüngeren Bronzezeit übliche Versenken der Opfergaben in Quellen, Flüsse, Seen oder Moore, später auch in Brunnenschächte oder brunnenähnliche, d. h. entsprechend tiefe Gruben. Die Anlage von Ausmauerungen oder Holzeinfassungen sollte meiner Ansicht nach nur die Stabilität erhöhen; derartige Sicherungen dürften hauptsächlich nur dort angewendet worden sein, wo man einen Einsturz des Erdreiches befürchtete. In Brünn sind solche Sicherungen nur selten beobachtet worden, da unser Lößboden sich auch in senkrechten Wänden gut hält und einer besonderen Stütze gar nicht bedarf. Die Mauerungen und Wölbungen in den tumulus-ähnlichen Pseudogräbern Böhmens hatten wohl auch nur den Zweck, die Opfergaben besser zu schützen.

Bei den im Baugrunde der Häuser angelegten „Opfergruben“ spielt vielleicht auch noch ein zweites Moment mit. Es ist ja selbstverständlich, daß das sich immer mehr ausbreitende Christentum eifrig bemüht war, die heidnischen Gebräuche möglichst rasch abzustellen, daß aber die Bekehrten auch bei dem besten Willen nicht imstande waren, die althergebrachten Vorstellungen sogleich aufzugeben. In den meisten Fällen haftete der neue Glaube nur äußerlich, während der Kern heidnisch blieb. Der Chronist Cosmas von Prag berichtet, daß die Bewohner Böhmens im 12. Jahrhunderte an gewissen Bräuchen „wie Heiden“ festhielten, und in zwei Urkunden des 13. Jahrhunderts werden (nach S. Gerken, Dipl. vet. March. Band II, Seite 157, zitiert bei Kalina von Jäthenstein, Seite 241) die Einwohner von vier Dörfern in der Altmark geradezu als „slawische Heiden“ bezeichnet; noch auf der Diözesansynode von Würzburg, im Jahre 1298, wird unter den Sünden auch die „Verehrung fremder Götter“ angeführt.

Schon auf dem ersten Concilium germanicum (im Jahre 742) wurde bestimmt, daß keine abergläubischen Totenopfer dargebracht werden sollen, und unter den 30 Artikeln, welche auf dem Konzil zu Leptinä bezüglich der bei den christianisierten Germanen* üblichen abergläubischen Gebräuche aufgestellt wurden, findet sich auch einer, welcher die sogenannten „Dadisas“, d. h. die Opferungen von Speisen bei den Leichenbestattungen verbietet. Auch in Burchards „Magnum decretorum volumen“ (aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts stammend) werden die Gläubigen vor der Teilnahme an heidnischen

Opfergelagen sowie davor gewarnt, Speisen auf die Gräber der Verstorbenen zu tragen und den Toten zu opfern.

Deutliche Anzeichen derartiger Gebräuche kommen nach R. R. Behla nicht selten schon auf den lausitzischen Urnenfriedhöfen vor (vgl. „Zeitschrift für Ethnologie usw.“, 1884, 16. Band, Seite 439 f.); es haben sich aber gerade diese Bräuche hie und da bis auf unsere Tage erhalten, wenn auch zumeist nur in der stark veränderten Form der „Leichenschmäuse“. Bei den eigentümlichen, „dziady“¹⁾ genannten Totenfesten, die nach Wocel (loc. cit., Seite 380) in Polen und Lithauen gefeiert werden, pflegen die Teilnehmer Speisen und Getränke mitzubringen; die Seelen der Verstorbenen werden eingeladen, ebenfalls an dem Mahle teilzunehmen. Auch hierin steckt noch ein gut Teil Aberglauben; geradezu wie ein unbewußter Rückfall in das tiefste Heidentum mutet es uns aber an, wenn wir hören, daß ein Mann, der vor wenigen Jahren bei Tribuswinkel einen „Topf mit Gebeinen“ aufgefunden hatte, diesen Topf wieder der Erde übergab, nachdem er — angeblich auf Anraten seiner Frau — ein Stück Brot dazugelegt (vgl. „Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft“, 1899, Seite 5).

Der erste Artikel, der auf dem Konzil zu Leptinā zusammengestellten heidnischen und abergläubischen Gebräuche handelt „de sacrilegio ad sepulchra mortuorum“. Es gab also ohne Zweifel außer den Totenmahlen und Opferungen auch noch verschiedene andere Bräuche, die anlässlich der Leichenbestattungen geübt wurden. Es gehört hierher zunächst wohl das Abschneiden und selbständige Bestatten des Kopfes des Leichnams sowie auch die teilweise Verbrennung des letzteren, beides Bräuche, die sich in der Zeit sehr weit zurück verfolgen lassen. „Schädelgräber“ sind schon aus der ältesten Bronzezeit bekannt; so wurde auf dem bis in die neolithische Zeit zurückreichenden Gräberfelde, welches sich in der unmittelbaren Umgebung der Zuckerfabrik von Mähr.-Kromau ausdehnt, ein isolierter Menschenschädel in einer Schüssel gefunden, welche anscheinend der keramischen Gruppe der sogenannten „Zonenbecher“ angehört, während andererseits Skelette ohne die zugehörigen Schädel vorkommen. Einen Fall der letzteren Art habe ich selbst in den frühbronzezeitlichen Skelettgräbern von Mönitz konstatiert (vgl. „Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft“, 1879, IX. Band). Auf dem Grabfelde von Hallstatt

¹⁾ Der Name „dziady“ erinnert lebhaft an „dadisas“ oder „dadsissa“; ob zwischen der altgermanischen und der slawischen Bezeichnung wirklich eine sprachliche Verwandtschaft besteht, ist mir nicht bekannt.

wurden Schädelgräber schon durch Baron Sacken nachgewiesen, während Dr. M. Much eine 3 m tiefe, sechs Menschenschädel enthaltende Grube bei Stillfried aufgedeckt hat.

Derartige Vorkommnisse, für welche hier nur einzelne Beispiele gegeben werden konnten, reichen bis in die historische Zeit, anscheinend sogar bis in das spätere Mittelalter hinein. Eines der Schädelgräber von Giebichenstein wurde bereits oben erwähnt; es wurden hier mehrere Gruben aufgedeckt, in denen bloß menschliche Schädel (in einer solchen Grube nicht weniger als sechs!) oder auch solche gemengt mit Tierknochen und Gefäßscherben beigesetzt waren. Auch auf dem Hradischt von Stradonitz und bei Wokowitz in Böhmen wurden Gruben mit Menschenschädeln aufgefunden.

Auf die merkwürdigen Vorkommnisse in Chrudim wurde schon früher kurz hingewiesen. Außer Opfergruben, die den unseren ganz analog sind, wurden dort auch wirkliche Gräber aufgedeckt, die dadurch auffallend sind, daß die Schädel abgetrennt auf dem übrigen Skelette lagen; in einer etwa 3 m tiefen Grube wurde auch ein einzelner Schädel gefunden. Über das Alter dieser Gräber wird nichts Näheres mitgeteilt, es scheint jedoch, daß sie über die spätheidnische Zeit nicht zurückreichen. In Nakel bei Schneidemühl wurde im Baugrunde eines Hauses neben einem isolierten Menschenschädel ein glasiertes Tongefäß gefunden, welches angeblich dem 16. Jahrhunderte angehört (vgl. „Zeitschrift für Ethnologie“, 1884, 16. Band, Seite 308). Durch derartige Vorkommnisse, die gewiß zahlreicher sind, als man vielleicht nach der vorhandenen Literatur zu glauben geneigt wäre, verliert auch der merkwürdige Fund eines Menschenschädels in der „Senkgrube“ des Hauses „zur blauen Kugel“ (Altbrünnergasse 7) den Charakter des Zufälligen; man muß vielmehr annehmen, daß Schädelbestattungen — wenn auch nur ganz ausnahmsweise — selbst noch im späten Mittelalter und am Beginne der Neuzeit vorgekommen sind und daß dieselben höchstwahrscheinlich nur ein letztes Aufflackern jener sakrilegen Gebräuche darstellen, von denen der erste Artikel des Konzils von Leptinä spricht. Es ist ja sehr begreiflich, daß diese Gebräuche mit der Ausbreitung des Christentumes immer mehr eingeschränkt wurden, daß aber diese Einschränkung lange Zeit hindurch nur darin bestand, daß die früher ganz öffentlich geübten Bräuche in der Zeit der Christianisierung bloß im geheimen geübt werden konnten. Insbesondere die bei Leichenbestattungen üblichen heidnischen Bräuche wurzelten so tief im Glauben des Volkes, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn

wir hören, daß in Böhmen noch Herzog Wratilaw II. die Bestattung der Toten „in Wäldern und auf Feldern“ (d. h. außerhalb der christlichen Friedhöfe) durch strenge Strafen abzustellen suchte (nach Cosmas, II, 4). Eifrige Anhänger des alten Glaubens werden es immer versucht haben, die diesbezüglichen Verordnungen zu umgehen; einen Ausweg fanden sie entweder in Teilbestattungen, die leichter durchzuführen waren als Bestattungen des ganzen Leichnams, oder auch in der Anlage von „Ersatzgräbern“, in denen zwar nichts von der Leiche selbst, wohl aber das bei den regelrechten Bestattungen übliche Opfer — zumeist wohl in Gefäßen mit Speisen und Getränken bestehend — bestattet wurde. In der Übergangszeit herrschte notgedrungen eine gewisse Toleranz, die uns die Häufigkeit der Ersatzgräber erklärlich macht; je mehr das Christentum Wurzel faßte, desto strenger verfolgte man auch die Anlage der Ersatzgräber in Wald und Feld, ohne jedoch damit den heidnischen Brauch gänzlich ausrotten zu können. Was sich vordem in der freien Natur abspielte, wurde zunächst ganz in der althergebrachten Weise im geheimen, d. h. innerhalb der Wohnhäuser, durchgeführt. Auch dies mag eine Zeitlang stillschweigend geduldet worden sein; der Tote wurde auf dem Friedhofe nach christlichem Ritus beerdigt, während die heidnische, mit Opferungen verbundene Leichenfeier im Hause abgehalten wurde. Hierbei wurden mit Vorliebe die in der spätheidnischen Zeit auch als Grabgefäße verwendeten Urnen benutzt; die oft große Zahl der Votivgefäße deutet darauf hin, daß die Teilnehmer an der Totenfeier — Verwandte und Freunde — solche Gefäße mit entsprechendem Inhalte mitgebracht und dem Dahingeschiedenen gewidmet haben, wie es ähnlich nach J. Grimm („Deutsche Mythologie“, Seite 28 der „Nachträge“, III. Band) auch die „Hakgoda saga“ (c. 16) berichtet.

Ohne Zweifel versuchte die Kirche nach und nach auch diesen, seine heidnische Abstammung immer noch zu deutlich verratenden Brauch auszurotten; es scheint demgemäß auch die Furcht vor Entdeckung mitbestimmend gewesen zu sein bei der Übung, die Totenopfer in tiefen Gruben zu bestatten, und auch das Einmauern der Opfergaben (Gefäße mit Inhalt, Tiere, Hühnereier usw.) scheint ursprünglich nur den Zweck gehabt zu haben, eine Entdeckung der verbotenen Handlung tunlichst zu erschweren.

In der jüngeren Gruppe der Opfergruben ist die altertümliche „Graburne“ durch die „Metbecher“ ersetzt; da diese Becher, obwohl sie mitunter auch Speisereste, Tierknochen, Eier u. dgl. enthalten,

offenbar Trinkgefäße waren, so scheint allmählich an Stelle des Totenmahles ein festliches Trinkgelage getreten zu sein, wobei jedoch immer noch mindestens ein Teil der uralten Opferbräuche in Übung blieb. Gerade bei den Metbechern ist die von mir bereits wiederholt betonte Frische der Gefäße in der Regel so auffallend, daß niemand daran zweifeln kann, daß diesen Gefäßen ein ritueller Charakter zukommt; auch von den Opfergefäßen des Altertums wissen wir ja, daß sie in der Regel nurein einziges Mal benutzt werden durften. Das nicht seltene Vorkommen von Brandstellen steht ebenfalls im Einklange mit der hier vertretenen Anschauung über den Charakter der Opfergruben. Man braucht dabei durchaus nicht bis auf die „Anbetung des Feuers“ zurückzugehen, sondern sich nur zu erinnern, welche Rolle das Feuer im Totenkultus schon seit der älteren Bronzezeit gespielt hat. Auf die Bedeutung der Ofenkacheln in unseren Opfergruben habe ich schon in meiner Abhandlung über die „Pseudo-Zisternengräber“ kurz hingewiesen; viele von diesen Kacheln sind vollständig erhalten und ungebraucht, so daß sie nicht einfach als weggeworfene Stücke bezeichnet werden können. In einzelnen „Schüsselkacheln“ fand ich — wie bereits flüchtig angedeutet wurde — denselben Inhalt wie in den Urnen, was doch wohl auch kein bloßer Zufall sein kann. Die allerdings seltenen „Topfkacheln“ erinnern einerseits an die römische Kachelform, anderseits aber auch an die „Kugeltöpfe“ Deutschlands, die als rituelle Gefäße anerkannt sind und an gewisse, im römischen Ceres- und Vestadienste verwendete Gefäße gemahnen. Selbst das nicht gerade seltene Vorkommen von einzelnen größeren Steinen oder förmlichen Steinlagen in den Opfergruben wird uns vielleicht erklärlicher, wenn wir uns erinnern, daß das Auskleiden oder Belegen der Grabstätten mit Steinen ein uralter Brauch ist, der uns das Grab gleichsam als die Wohnung des Toten erscheinen läßt; bei der eigentümlichen Kategorie der „gebauten“ Gräber, deren interessantestes wohl das südrussische Hügelgrab „Perepiatycha“ (im Gouvernement Kiew) ist, kommt dieser Gedanke besonders klar zum Ausdruck. Nach der vollendeten Christianisierung mußte sich naturgemäß das heidnische Moment in allen überlieferten Bräuchen immer mehr, mitunter sogar bis zur Unkenntlichkeit, abschwächen. Da die Beziehungen der Opfergruben zum heidnischen Totenkultus nicht zum Ausdrucke gebracht werden durften, so suchte man die seit alters her übliche Feier, die mit der Versenkung von Gefäßen, Speiseresten, Tierknochen u. dgl. in eine Grube verbunden war, mit dem Hausbaue selbst in Verbindung zu

bringen, zunächst vielleicht in der Weise, daß man bei Beginn oder auch bei Beendigung des Baues eine tiefe Grube aushob und in dieser die bei dem „Baufeste“ verwendeten Gefäße (oder auch nur einzelne Scherben derselben sowie Speisereste begrub. Durch lange Zeit durfte dieses Fest stillschweigend als Ersatz der ehemals bei der Leichenfeier üblich gewesenen Festlichkeiten (Mahlzeiten, Libationen, Opferungen) aufgefaßt worden sein, gleichwie die Grube selbst, welche die „Erinnerungen“ an das „Baufest“ aufzunehmen bestimmt war, ein Ersatz war für die „Opfergrube“ der spätheidnischen Zeit.

So ist im Laufe der Zeit aus dem ursprünglichen „Totenopfer“ ein „Bauopfer“ geworden. Ich glaube nicht, daß es richtiger wäre, jeden Zusammenhang der Opfergruben mit dem heidnischen Totenkultus einfach zu leugnen und die Gruben als selbständige „Bauopfergruben“, d. h. als Ausdruck eines besonderen, speziell im Bauwesen herrschenden Aberglaubens aufzufassen. Gegen die letztere, allerdings sehr bequeme Auffassung spricht meiner Ansicht nach insbesondere der Umstand, daß sich nicht nur in einer und derselben Grube die Gefäßschichten wiederholen, sondern daß sich nicht selten im Baugrunde eines und desselben Hauses mehrere Opfergruben vorfinden, auch dann, wenn die Baufläche eine verhältnismäßig kleine ist. Diese Tatsachen lassen sich mit der von mir angenommenen Genesis der „Opfergruben“ sehr gut, mit der Annahme hingegen, daß diese Gruben nichts anderes als Bauopfergruben, die keine Beziehung zum Heidentume haben, wohl kaum in Einklang bringen.

Es ist ferner noch zu berücksichtigen, daß das „Bauopfer“ als solches wohl nicht älter sein kann als das Bauen selbst, d. h. das Bauen von festen, dauernden Unterkünften. Der Nomade, der bald hier, bald dort sein Lager aufschlägt, wird sich wohl kaum veranlaßt sehen, zur Sicherung seines luftigen Zelttes ein besonderes Opfer darzubringen. Ebenso finden wir auch in den für ein dauerndes Wohnen bestimmten, mitunter sehr ansehnlichen Siedelungen der jüngeren Steinzeit und der vorgeschichtlichen Metallzeit nichts, was auf die Darbringung von Bauopfern hinweisen würde. Die sogenannten „Abfallgruben“ wurden zwar, wie mehrfach nachgewiesen erscheint, schon in der jüngeren Steinzeit mitunter auch als Grabstätten und vielleicht auch als Opferstätten benutzt; diese Tatsachen lassen sich jedoch ebensowenig mit einem eigentlichen Bauopfer verknüpfen, wie die nach Livius im alten Rom bis zum Jahre 300 u. c. — wenn auch vielleicht nur ausnahmsweise — geübte Bestattung der Toten innerhalb der Wohnhäuser.

Meiner Ansicht nach kann von einem wirklichen „Bauopfer“, d. h. einem Opferbrauche, welcher den Zweck hat, den dauernden Bestand des Bauwerkes zu sichern, bei uns erst von dem Zeitpunkte an die Rede sein, als die solide Bauweise, das Bauen mit Stein und Mörtel, zu einer allgemeineren Anwendung kam. Es heißt zwar, daß es in Mitteleuropa schon um die Mitte des 1. Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung gemauerte Burgen gegeben habe und daß die „zwischen dem Main und der Rednitz“ wohnenden Slawen (nach einer bei Kalina von Jäthenstein zitierten Stelle aus „Eccard. comment. de rebus franc. orient.“, II, Seite 894) schon im 9. Jahrhunderte steinerne Kirchen erbaut haben; es handelt sich da aber gewiß nur um besondere Ausnahmen, die eben als solche von den Chronisten vermerkt worden sind. Kosmas von Prag bezeichnet die angeblich aus dem Anfange des 10. Jahrhunderts n. Chr. stammende Stadtmauer von Altbunzlau als den ältesten Steinbau dieser Art; man wird deshalb annehmen dürfen, daß das „aedificare opere romano“ in unseren Ländern erst verhältnismäßig sehr spät in Übung gekommen ist und daß also auch das Bauopfer als solches bei uns kein sehr hohes Alter haben kann, während sich anderseits den Opfergruben analoge Vorkommnisse bis in eine Zeit zurück verfolgen lassen, in welcher das Bauen massiver Häuser ganz gewiß noch nicht üblich war.

Es ist für uns nicht leicht, die mit dem heidnischen Totenkultus verbundenen Zeremonien all des Beiwerkes zu entkleiden, welches strenge genommen nicht dazu gehörte, wie dies z. B. für einen Teil der Opferbräuche gelten dürfte. Es scheint jedoch, daß gerade dieses akzessorische Rankenwerk den eigentlichen Brauch nach und nach so üppig überwuchert hat, daß es dann selbst als das Wesentliche erschien. Die ursprüngliche Bedeutung der Opfergruben war bald in Vergessenheit geraten und deshalb kam auch das Ausheben tiefer Gruben als unbequem und nicht mehr zeitgemäß rasch außer Übung; bloß die leicht ausführbare Beisetzung oder Einmauerung einzelner Gefäße, Gefäßscherben, Tierleichen, Schädel, Knochen, Eier und dergleichen wurde noch beibehalten, hie und da sogar bis in die neueste Zeit. Derlei Vorkommnisse werden zwar allgemein als Äußerungen eines abergläubischen Brauches aufgefaßt, das eigentliche Wesen dieses Brauches jedoch nur selten erkannt. Zumeist finden wir die Ansicht ausgesprochen, daß es sich um einen „Abwehrzauber“ handle; gewisse Vorkommnisse werden als wirkliche Opfer aufgefaßt, als Opfer „entweder an die Erde selbst oder an die Geister, die als Besitzer des Grundes und Bodens

gedacht werden, auf dem der Neubau sich erheben soll“ (Sartori, loc. cit., Seite 28). Auch K. J. Erben vertritt in seiner Abhandlung: „Obětováni zemi“ („Časopis“ des königl. böhm. Museums, 1848, 1. Heft, Seite 33 ff.) in geschickter Weise die Ansicht, daß es sich bei den Bauopfern in erster Linie um ein der Erde dargebrachtes Opfer handle. Da die Erhaltung des menschlichen Lebens von der Erde abhängig ist, hat man nach dem genannten Autor schon in alter Zeit die Erde als ein höheres Wesen verehrt und ihr Opfer dargebracht. Da nun durch die Aufführung von Bauten das menschliche Leben besser geschützt wird, der Erde aber hierdurch zahlreiche Opfer entgehen, so muß dieselbe für diesen Entgang durch die Darbringung eines besonderen Opfers gleichsam entschädigt werden. Nicht nur zahlreiche Sagen, sondern auch viele Funde von Menschenknochen in demolierten Bauwerken geben nach K. J. Erben Zeugnis dafür, daß sich die Opferung von Menschen bei der Aufführung von Bauten bis tief in das christliche Mittelalter erhalten hat. Der genannte Autor bringt auch mehrere Belege bei für die tatsächliche Auffindung menschlicher Skelette in Mauerwerke alter böhmischer Burgen; weitere Belege finden sich bei P. Sartori, doch meint der letztgenannte Autor (loc. cit., Seite 9), daß es sich nicht entscheiden lasse, ob hier „etwas dem Bauopfer Ähnliches, eine Strafe oder ein Verbrechen“ vorliege. Die Erzählungen und Sagen, die sich an die eingemauerten Menschenskelette knüpfen, deuten die Einmauerung gewöhnlich als Strafe oder auch als einen Akt der Rache oder der Grausamkeit, weil, wie K. J. Erben bemerkt, der ursprüngliche Zweck des Einmauerns dem Volke nicht einmal mehr als Überlieferung bekannt ist. In gewissen Gesängen der Südslawen wird jedoch der wahre Grund des Einmauerns angegeben; als interessantes Beispiel teilt K. J. Erben die tschechische Übersetzung eines Liedes mit, in welchem die Gründung der Burg Skadra (Skutari) besungen und hierbei die Einmauerung einer Mutter an Stelle ihres Kindes geschildert wird. Merkwürdig ist, daß ab und zu auch noch in neuerer Zeit der Gedanke an die Notwendigkeit eines Menschenopfers auftaucht; so soll nach J. Grimm (loc. cit. II, Seite 956) noch im Jahre 1843, gelegentlich des Baues einer Brücke in Halle a. S. das Volk gewöhnt haben, „daß man eines Kindes zum Einmauern in den Grund bedürfe“, und im indischen Archipel wird angeblich heute noch nicht selten der Kopf eines frisch getöteten Menschen in die Fundamente von Bauwerken gelegt (Belege nach Wilken und Liebrecht bei P. Sartori, loc. cit., Seite 40). Die Einmauerung von allerlei Tierleichen oder leeren kleinen

Särge wird ziemlich allgemein als ein „Ersatzopfer“ aufgefaßt; nach K. J. Erben gehört auch das Einmauern von Steinen, auf denen die Gestalt eines Kindes ausgehauen ist, hierher (Beispiele: Die vom Ende des 11. Jahrhunderts stammende Klosterkirche in Tepl; eine Kirche in Budweis).

Wenn auch nach dem eben Mitgeteilten an der Existenz von Menschenopfern, die anlässlich des Beginnes oder der Beendigung eines Baues als echte „Bauopfer“ dargebracht wurden, kaum gezweifelt werden kann, so muß doch anderseits bemerkt werden, daß die Opferung lebender Menschen in der vorchristlichen Zeit auch aus anderen Anlässen, die mit dem Bauwesen in gar keinem Zusammenhange standen, üblich war. So erzählt die Ynglingasaga, daß bei einer in Schweden ausgebrochenen Hungersnot viele Menschen, zuletzt sogar der König, geopfert wurden. Die Germanen sollen mitunter ein lebendes Kind begraben haben, um ein anderes Familienglied am Leben zu erhalten und noch in den ersten Zeiten der Christianisierung soll es nicht selten vorgekommen sein, daß die Christen ihre Knechte an Heiden zu Opferungszwecken verkauft haben (vgl. J. Grimm, loc. cit. I, Seite 37).

Über die Zeit, in welcher die Bauopfer aufgekommen sind, ist uns nichts bekannt; wir können somit auch über die älteste Form des Bauopfers nichts Bestimmtes angeben, ja nicht einmal behaupten, daß es schon ursprünglich einen mit dem Bauwesen verknüpften spezifischen Opferbrauch gegeben habe. Die heute noch bei monumentalen Bauten üblichen Zeremonien der Grundstein- und Schlußsteinlegung, das Aufpflanzen eines Bäumchens bei Erreichung der „Mauergleiche“ und verschiedene, hie und da angeblich noch heute vorkommende Geheimbräuche des Maurergewerbes erscheinen uns teils als spezifische Baufeste, teils als Ausflüsse des im Volke noch immer sehr tief wurzelnden Aberglaubens; ihre Herkunft von ehemaligen Opfergebräuchen läßt sich wohl für einzelne Fälle mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vermuten, in keinem einzigen Falle jedoch mit Sicherheit nachweisen. Auch über das Alter der Bauopferbräuche in außereuropäischen Ländern sind wir vorläufig noch so mangelhaft unterrichtet, daß wir nicht unterscheiden können, was an diesen Bräuchen autochthon und was auf europäischen Einfluß zurückzuführen ist. Im Verbreitungsgebiete der brunnen- und schachtartigen „Opfergruben“ zeigen jedoch zahlreiche Bräuche, die man als „Bauopfer“ im weiteren Sinne aufzufassen pflegt, so deutliche Beziehungen zum heidnischen Totenkultus, daß meiner Ansicht nach ein genetischer Zusammenhang derselben mit dem letzteren angenommen werden muß.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift des Mährischen Landesmuseums](#)

Jahr/Year: 1909

Band/Volume: [9](#)

Autor(en)/Author(s): Rzehak Anton

Artikel/Article: [Die Gefäßfunde im Baugrunde der Brünner Häuser 92-135](#)